DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 11

DM 1.20

Österr. S 7.50; Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr 2.– inkl. oms
Italien L 300; Spanien Pts 28
Printed in Germany

Im Leichen-Labyrinth



Nr. 11

Im Leichen-Labyrinth

Er starrte in die magische Kristallkugel. Hellmarks Miene wurde ernst. Aus flatternden Nebelfahnen formierten sich Bilder.

Er blickte in eine düstere, erschreckende Welt. Eine dunkle Halle breitete sich vor seinen Blicken aus. Gewaltige Säulen wirkten wie ein undurchdringlicher Wald, der sich in der Ferne verlor. Tief und lichtlos wie tintengefärbte Watte war der Himmel.

In der Ferne schimmerte ein heller Fleck, der rasend schnell näher kam.

Ein Schacht! Am Ende dieses Schachtes breitete sich brackiges Meer aus.

Darin lebte es…

Menschliche Leiber schwammen darin. Sie waren schwarz wie das Meer, manchmal tauchten sie auf zwischen hohlen Baumstämmen, zwischen knorrigen, herumschwimmenden Ästen. Ein Fluß der Unterwelt! Dies war der Hades, das Reich der Toten!

Da hinab mußte er steigen.

Und er sah sein weiteres Schicksal.

Ein langes Tau baumelte von der fernen Schachtöffnung herab. Ein Mensch hing daran. Unter ihm der Sumpf und unzählige Hände, die nach dem Menschen griffen, der mit letzter Kraft versuchte, die Schachtöffnung zu erreichen. Er rutschte ab und raste auf den Sumpf zu, fing sich noch mal und begriff, daß dies das Ende war.

Die Schachtöffnung glitt über ihm langsam zu und schloß sich wie die Blende einer Kamera.

Die Unterwelt würde ihn niemals wieder freigeben!

*

Über Hellmarks Gesicht lief der Schweiß, als würde er diese Dinge direkt miterleben.

Die Nebel verwischten, neue Bilder erschienen. Er sah fremde Menschen, fremde Städte. Auch dort befand er sich.

Was hatten diese Dinge mit dem Geschehen in der Unterwelt zu tun?

Zukünftige Bilder füllten das Innere der geheimnisvollen Kugel, und manche verstand er zu lesen.

Er konnte in dieser Nacht kaum schlafen. Im Morgengrauen verließ er den Luxusbungalow am Genfer See. Carminia Brado, die gutaussehende, rassige Südamerikanerin bemerkte nichts von seiner Abfahrt.

Erst als sie zum Frühstück herunterkam, fand sie eine kurze Nachricht vor, die ihr sagte, daß sie mit Björn heute nicht mehr rechnen konnte.

Er war wie ein Vogel, den ein geheimnisvoller Ruf in eine

unbekannte Ferne lockt. Und diesem Ruf mußte er nachgehen, denn er war Björn Hellmark alias Macabros alias der Sohn des Toten Gottes, und sie war eine der Eingeweihten, die wußten, was das bedeutete…

*

Wie ein Raubtier lauerte er auf sein Opfer.

Er wußte, daß es ihm nicht entkommen durfte. Zuviel stand auf dem Spiel. Die alles entscheidende Nacht war hereingebrochen. Heute mußte es sein…

Der Mann in der Dunkelheit biß sich auf die Lippen. Leer lag die schmale Dorfstraße vor ihm. Die Nacht war kühl. Trotzdem trug der Lauernde nur eine dunkelblaue Hose und ein dunkelgemustertes Hemd, darüber eine leichte, rehbraune Sommerjacke.

Es war die Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni. Ein denkwürdiges Datum.

Wie gebannt blickte der einsame Gast von seinem Versteck aus auf die etwas tiefer liegende Straße. In einem der weiter zurückliegenden Häuser brannte noch Licht.

Dort bewegte sich jetzt ein Schatten. Eine menschliche Silhouette stand hinter dem beleuchteten Fenster. Die Umrisse einer jungen Frau! Sie zog etwas über… Einen leichten Mantel…

Dann verschwand sie aus seinem Blickfeld.

Das Licht verlöschte.

Es war soweit.

Hans Leibold fletschte die Zähne, und seine Fäuste öffneten und schlossen sich.

Sein Opfer kam. Es ahnte nicht, wozu er es auserwählt hatte.

*

Regina Tärser verschloß die Haustür hinter sich.

Die Zwanzigjährige hatte den üblichen Abendbesuch bei ihrer kranken Mutter hinter sich, und sie war zufrieden. Mit der Patientin ging es aufwärts. Sie machte schon viel wieder selbst. Eigentlich wäre es heute gar nicht mehr nötig gewesen, noch mal nach dem Rechten zu sehen.

Regina Tärser wohnte am Rande des Dorfes in einem alten Bauernhaus. Das hatte sie nach ihren eigenen Wünschen renoviert. Es war das Haus der Großeltern, das sie übernommen hatte. Viel Geld hatte sie schon hineingesteckt, aber sie bereute keinen Pfennig. Sie liebte es, so zu leben, wie sie wollte. Frei und ungebunden in ihrer Lebensweise und in ihrem Beruf, wirkte sie als Malerin und Grafikerin.

Ihre Arbeiten konnten sich sehen lassen und waren beliebt. Ständig

nahm Regina Tärser an Ausstellungen teil. Auch in den nahen Dörfern und Städten verkaufte sie recht gut, und sie war zufrieden.

Fröstelnd zog sie die Schultern hoch. Es war kühl trotz der Jahreszeit.

Regina lief ein bißchen schneller, als es sonst ihre Art war.

Es war elf Uhr. Sie freute sich darauf, in ihr Haus zurückzukehren. Dort fühlte sie sich am wohlsten. Der Kamin brannte sicher noch und sie würde noch mal kräftig nachlegen, um das Feuer richtig zu entfachen. Die Abendstunden waren ihr die liebsten. Sie saß dann träumend am Kamin, blätterte in einem Magazin, las in einem Buch oder machte neue Skizzen für kommende Arbeiten.

Regina Tärser ging die schmale, holprige Gasse hinunter, grobes Kopfsteinpflaster unter den Füßen. Rundum war alles dunkel. Hier gab es nicht mal eine Laterne.

Verwinkelt standen Häuser und Fachwerkbauten, zum Teil zweihundert Jahre alt. Einige waren erneuert worden, an anderen hätte dringend etwas getan werden müssen, um sie vor dem Zerfall zu bewahren.

Viele alte Menschen lebten darin. Die hatten die Kraft nicht mehr, noch körperlich zu arbeiten. Sie lebten in den Tag hinein. Die Jungen aber verließen das Dorf. Es zog sie in die Stadt. Sie ließen die Alten allein.

Regina Tärser kam durch die Hauptstraße.

Auch hier war alles dunkel.

Die Straße führte bergan.

Drei Kilometer vom eigentlichen Dorfkern entfernt lag das Bauernhaus.

Ihre Schritte hallten durch die Nacht.

Als sie am Dorfwirtshaus vorbeikam, fiel ihr Blick auf die dunklen Fenster. An einem im ersten Stockwerk stand ein Mann und rauchte eine Zigarette.

Regina sah nur die schemenhaften Umrisse des Menschen und das Aufglimmen der Zigarette.

Beiläufig bekam sie mit, daß auf dem Parkplatz vor dem Gasthaus zwei Wagen parkten. Einer mit Frankfurter Kennzeichen, der andere mit einem Berliner Schild.

Die Fremden ließen noch auf sich warten.

In vierzehn Tagen würde es erst richtig losgehen, und im Juli und August waren dann sämtliche Zimmer im Dorfwirtshaus und auch die Privatquartiere belegt. Im Sommer kamen viele Städter hierher in das kleine Dorf an der bayrisch-tschechischen Grenze. Der Strom der Urlauber würde auch wieder manchen Kunden in ihr Atelier tragen. Viele nahmen Grafiken oder Aquarelle mit, hauptsächlich Landschaftsbilder.

Viele Ideen gingen Regina Tärser durch den Kopf, während sie auf dem Weg nach Hause war.

Das Dorf fiel zurück. Eine schmale, asphaltierte Fahrbahn lag vor ihr, die sie gleich darauf verließ, um einen Weg zu wählen, der durch dicht bewaldetes, hügeliges Gebiet führte.

Hier lebte niemand mehr.

Tintenschwarz war die Umgebung.

Und hier passierte es…

Der Schatten war plötzlich neben Regina Tärser. Sie fühlte den Luftzug und sah den Arm, der auf sie herabsauste.

Schreiend warf sie sich instinktiv zur Seite.

Die Klinge blitzte kalt und bedrohlich. Sie fuhr direkt an ihrem Gesicht vorbei.

»Hiiillfeee!« Regina Tärser stieß abwehrend beide Hände nach vorn.

Die Hand mit der Tatwaffe flog nach oben. Regina fühlte einen Druck und wurde zurück geschleudert.

Die Überfallene stürzte.

Sofort war der Täter über ihr.

Diesmal verfehlte die Klinge nicht ihr Ziel.

Hart und schmerzhaft bohrte sich der blitzende Stahl in Reginas Oberarm, und panikartig wurde ihr klar, daß die Spitze mitten in ihrem Kopf gelandet wäre, wenn sie sich nicht so verzweifelt zur Wehr gesetzt und den Kopf herumgeworfen hätte.

Sie setzte ihre ganzen Kräften ein. Und es sah so aus, als käme der Mörder mit dieser Situation weniger gut zurecht.

Er war auf einen schnellen Erfolg eingestellt. Und der kam nicht! Der Mann mußte kämpfen…

Regina Tärser wehrte sich mit der Kraft, die nur Todesangst verleiht.

Sie strampelte mit den Beinen, schrie wie von Sinnen, kämpfte wie ein Löwe und umklammerte den Arm mit der Stichwaffe.

Aber der Gegner war stärker. Nur kurz konnte sie diesem Druck Widerstand leisten. Dann erlahmten ihre Kräfte.

Die Spitze des Messers kam nach unten. Ihre Arme sanken herab, die Klinge war dicht vor ihren Augen.

Alles in ihr sträubte sich, und das Grauen schnürte ihr die Kehle zu.

Das war das Ende…

Der Unheimliche wollte ihr die Augen ausstechen.

Nochmal konnte sie den Kopf herumwerfen, aber dann hatte der andere die Hand mit der Stichwaffe frei.

Unbarmherzig und wütend stach er zu, wohin er gerade traf.

Ein, zwei, drei Messerstiche. Regina Tärser spürte den fremden

Gegenstand wie einen Flammenstrahl, der in ihren Körper drang.

Immer wieder griff sie danach, hielt abwehrend die Hände ausgestreckt und griff in das Messer. Ihre Hände wurden aufgeschnitten, Blut drang aus den Stichwunden in ihren Armen.

Wie durch einen roten, wabernden Nebel sah sie plötzlich eine zweite Gestalt, die sich auf den Messerstecher stürzte und ihn mit der rohen Gewalt zurückriß.

Ein Schrei fetzte durch die Nachtluft.

Der Messerstecher brüllte.

Ein Zeuge der ruchlosen Tat, die er hatte vollbringen wollen, die er vollbringen mußte, um ans Ziel zu kommen! Und nur diese Nacht war es möglich… oder er mußte wieder ein ganzes Jahr lang warten.

Hans Leibolds Augen flackerten.

Mit diesem Gegner mußte er fertig werden. Er warf sich sofort wieder nach vorn auf den jungen Menschen, der ihm das auserwählte Opfer abspenstig machen wollte.

Der wie aus dem Boden emporgetauchte Gegner achtete nicht auf den Täter, sein Interesse galt dem am Boden liegenden, stöhnenden und blutenden Mädchen.

Der Mann, der Regina Tärsers Retter werden sollte, machte einen großen Fehler.

Wie konnte er nur dem gefährlichen Messerhelden in diesem Augenblick, den Rücken zuwenden?

Leibold stach zu.

Die Klinge bohrte sich bis zum Heft genau zwischen die Schulterblätter des mutigen Retters.

*

Leibold riß die dolchartige Waffe wieder heraus und stach abermals zu.

Es kam kein Blut!

Der Getroffene zuckte nicht mal zusammen!

Leibold zog das Messer aus dem Körper des anderen. Alles spielte sich innerhalb von Sekunden ab.

Der Gegner warf sich herum. Seine Rechte knallte wie ein Dreschflegel gegen die Beine des Messerstechers.

Leibold taumelte und kippte um. Der junge Mann mit den stählernen Muskeln schnellte in die Höhe und riß den Stürzenden wieder auf die Beine, ehe er auf den Boden zu liegen kam.

Leibold merkte, daß er sich alles zu einfach vorgestellt hatte, daß hier etwas geschah, das über die Grenzen seines Begriffsvermögens hinausging.

Er kämpfte mit einem Geist!

Die Naturgesetze hatten keine Bedeutung mehr. Nach den tiefen Wunden im Rücken hätte der Getroffene längst zusammenbrechen müssen.

Wie in eine flexible Wachsschicht aber war die Waffe gedrungen. Wie in Ektoplasma.

Gab es diesen Menschen, der ihm dazwischenfunkte, nicht wirklich?

Er erhielt einen Schlag gegen das Kinn, daß ihm der Kopf in den Nacken flog. Vor seinen Augen begann alles zu kreisen.

Sein bleiches, hartes Gesicht mit den schmalen Lippen zeigte mit einem Mal hektische, rote Flecke, als bekäme er einen Ausschlag.

Leibold sah noch ein zweites Mal die Faust seines Gegners emporkommen.

Dann war es aus…

*

Der Fremde kümmerte sich um die Verletzte.

Regina Tärser merkte, wie sie aufgerichtet wurde.

»Wie geht es Ihnen?« hörte sie eine sympathische Stimme leise.

Sie merkte, wie jemand ihre Hände betupfte.

Sie wollte etwas sagen, aber sie fühlte sich nicht imstande dazu. Regina Tärser stand dicht vor einer Ohnmacht. Nur die Stimme, die sie ständig hörte und die permanent auf sie einredete, riß sie immer wieder in die Wirklichkeit zurück.

»Es ist alles gut… Sie brauchen keine Angst mehr zu haben! Es ist vorbei… Sie sind nicht ernsthaft verletzt. Sie haben sich tapfer zur Wehr gesetzt.«

»Vielen Dank«, brachte sie krächzend hervor.

Sie hob den Kopf. Mit verschwommenen Augen registrierte sie ein freundliches, gutes Gesicht. Ein junger Mensch, ein paar Jahre älter als sie, mit dichtem, blonden Haar und blauen Augen.

»Es ist gut, daß Sie… dazugekommen sind«, murmelte sie tonlos.

»Ich war zufällig in der Nähe. Ich werde Sie zu einem Arzt bringen.«

Regina Tärser atmete schnell und flach und schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht spiegelte die Anspannung, unter der sie stand, und die Schmerzen, unter denen sie litt.

»Das ist nicht nötig. Ich glaube, ich bin mehr erschrocken.«

Der blonde Fremde schüttelte den Kopf. »Sie haben in das Messer gegriffen. Auch Ihre Unterarme sind zerstochen. Sie bluten stark. – Entschuldigen Sie bitte!«

Entschuldigung? Was sollte sie entschuldigen? Dann aber begriff sie, was er damit meinte.

Kraftvoll riß er den Saum ihres Kleides auf und löste ein breites Stück davon ab. Damit band er ihre Arme oberhalb der Stichwunden und verband diese auch selbst, um die Blutungen zu stillen.

»Ich werde Ihnen ein neues Kleid kaufen, das verspreche ich Ihnen«, hörte sie wieder seine Stimme.

»Es ist nicht schlimm… die Hauptsache, ist, daß es etwas nützt.« Regina konnte wieder klarer denken. Der Schleier vor ihren Augen löste sich auf.

»Wo finde ich den nächsten Arzt?«

Sie lächelte schmerzlich. »Hier in Kumberg nicht. Im Umkreis von zwanzig Kilometern überhaupt nicht. Dann müßten wir schon nach Grafenau.«

»Okay, gehen wir dorthin. Dort gibt's sogar ein Krankenhaus. Ich bring' Sie in die Ambulanz.«

Ihre Blicke irrten umher. »Der Mann… wo ist er?«

»Ich werde mich später um ihn kümmern. Sie gehen jetzt vor.« Er hob sie auf. Leicht wie eine Feder lag sie auf seinen starken Armen.

»Wer sind Sie?« fragte Regina Tärser matt. Ihre grünen Augen musterten ihn. »Ich heiße Regina«, sagte sie noch.

»Ich – Björn Hellmark«, erwiderte ihr Retter.

*

Es war nur die halbe Wahrheit, aber es hatte keinen Sinn, Regina Tärser die volle Wahrheit zu sagen. Sie hätte sie nicht begriffen. Nicht Björn Hellmark war es, der wie ein Geist hier erschien, sondern Macabros, der Doppelkörper des Deutschen.

Hellmark konnte an zwei Orten gleichzeitig sein.

Regina hatte es nicht mit dem 'echten' Hellmark zu tun. Dieser Doppelkörper bestand nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus einer anderen, undefinierbaren Substanz, die nicht zu zerstören war.

Nur so ließ sich erklären, weshalb die Stiche des Mörders praktisch unnütz gewesen waren.

Regina Tärser schüttelte schwach den Kopf. »Bringen Sie mich nach Hause«, bat sie. »Ich fühle mich schon wieder besser.«

Macabros ging in den dunklen Waldweg, der zu dem noch knapp zwei Kilometer entfernt stehenden Bauernhaus führte. »Die Ärzte sollen es entscheiden, Fräulein Regina.« Er bewunderte die Kondition der charmanten Grafikerin. Der Überfall hatte nicht zu dem gefürchteten Schock geführt.

Regina lag noch immer auf den Armen ihres Retters.

Es gab plötzlich einen kleinen Ruck, als würde ein harter Luftzug sie treffen.

Sie zuckte zusammen.

Träumte sie? Hatte sie geschlafen?

Die Umgebung war verändert.

Keine Bäume mehr. Nur eine Häuserfront.

»Wo sind wir?« wunderte sie sich.

»Schon da.«

Irritiert blickte sie sich um.

Ein großer Eingang. Links ein schwach beleuchtetes Pförtnerhäuschen, darin ein Mann, der neugierig das eigenartige Paar musterte, das durch die geöffnete Barriere kam.

Weiter vorn parkten einige Wagen, darunter zwei Krankenautos. Der Eingang zur Ambulanz war taghell erleuchtet.

Regina Tärser wunderte sich. »Ich hab' gar nicht gemerkt, daß wir gefahren sind«, meinte sie überrascht. Mit weitgeöffneten Augen blickte sie sich in der Runde um.

»Sie haben geschlafen wie ein Murmeltier«, meinte Macabros. Er lächelte still vor sich hin. Sie war doch noch zu benommen, um alles zu merken. Mit seinem Zweitkörper konnte Björn Hellmark an jedem Punkt der Welt auftauchen. Und was er als Macabros in der Hand hielt, würde mitkommen.

Regina Tärser war noch nicht klar genug, um jetzt einen Blick auf ihre Uhr zu werfen. Sie hätte festgestellt, daß seit dem Überfall auf sie gerade drei Minuten vergangen waren.

Und in drei Minuten konnte selbst der schnellste Wagen die dreißig Kilometer lange Strecke von Kumberg nach Grafenau nicht schaffen.

*

»Warum tun Sie das alles für mich?« fragte sie leise.

»Hätte ich Sie in Ihrem Blut liegen lassen sollen?« fragte Macabros.

»Aber was hält Sie jetzt noch hier?« Ehe sie weitersprechen konnte, stieß er die Tür zur Ambulanz auf. Regina stand auf ihren eigenen Beinen. Sie fühlte sich kräftig genug, erkannte aber schnell, daß sie sich doch zuviel zugemutet hatte. Sie glaubte, der Boden unter ihren Füßen wanke. Die Luft vor ihren Augen flimmerte. Sie fühlte sich schwach und elend, aber sie wollte es sich nicht eingestehen. Der Mann an ihrer Seite jedoch schien ziemlich genau zu wissen, wie es um sie stand. Er hielt sie fest und sicher am Arm.

»Ich möchte mit Ihnen reden«, erklärte Macabros.

»Reden, worüber?«

»Der Überfall auf Sie, Regina. Der Mann verfolgte etwas ganz Bestimmtes. Ich möchte ein bißchen mehr über Sie wissen, um herauszufinden, warum er gerade Sie auswählte.«

»Auswählte?« Regina Tärser glaubte sich verhört zu haben.

»Er hat Ihnen aufgelauert. Der Überfall ist von langer Hand vorbereitet. Und doch ist etwas schiefgegangen.«

Sie blieb stehen und blickte ihn lange an. Er war einen Kopf größer als sie. Ein gutaussehender Mann, fand sie. Ich werde ihn fragen, ob er mir Modell stehen wird. Sie arbeitete zur Zeit an einer Männergruppe, die in Bronze gegossen werden sollte. Ein sportlicher Typ, so wie er vor ihr stand, fehlte ihr noch. Schmale Hüften, breite Schultern. Frisch und sympathisch, nicht arrogant und doch seiner Wirkung auf das weibliche Geschlecht bewußt.

»Es ist schiefgegangen, weil Sie dazu gekommen sind, Björn.«

»Wie ist er auf Sie losgegangen?« wollte er wissen.

Ihre Augen wurden schmal. »Jetzt, da Sie danach fragen, fällt es mir wieder ein«, sagte sie nachdenklich. »Das Messer ist vor meinem Gesicht aufgeblitzt – es wäre doch einfacher gewesen, es mir von hinten in den Rücken oder ins Herz zu stoßen. Wenn es ihm nur darauf angekommen wäre, mich zu töten, dann – dann wäre es doch so am schnellsten gegangen.«

Macabros nickte. »Ja, das denke ich auch.« Er wollte noch hinzufügen: er wollte mehr als deinen Tod, er wollte noch etwas. Aber das sagte er nicht, um sie nicht noch mehr zu beunruhigen.

Macabros war jedoch klar, daß er zur rechten Zeit gekommen war, um Unheil abzuwenden, daß das Rätsel aber nicht gelöst war.

Regina Tärser und der Mörder, der seiner Auffassung nach unbedingt das Mädchen als Opfer haben wollte, mußten intensiv befragt werden.

Macabros wollte sich auch den Täter vornehmen.

Sobald Regina im Behandlungssaal war, wollte er sich schnell und heimlich absetzen und auf seine eigene Weise noch mal an den Ort des Geschehens zurückkehren, wo er den Messerstecher ins Reich der Träume geschickt hatte.

*

Er kam früher zu sich, als erwartet.

Hans Leibold schüttelte sich wie ein Hund. Sein Schädel dröhnte, und sein Kinn schmerzte.

Er tastete nach seiner Kinnspitze. Die Haut war aufgesprungen. Die untere Zahnreihe tat ihm weh.

Das lange, dolchartige Messer, mit dem er Regina Tärser aufgelauert hatte, steckte im Baumstamm, neben dem er lag.

Leibold rappelte sich auf und preßte mehrmals die Augen zusammen. Sein erster Blick fiel auf die Uhr, und ein Schrecken peitschte durch seinen Körper.

Noch eine halbe Stunde bis Mitternacht!

Er hätte es geschafft, wenn dieser seltsame Fremde nicht gekommen wäre.

Wütend blickte er sich um.

Nur ein Gedanke hatte in seinem fiebernden Gehirn Platz: woher ein Opfer nehmen? Es mußte sein, hoch heute nacht. Und es mußte jung sein. Nicht älter als fünfundzwanzig.

Er hatte sich alles so einfach vorgestellt.

Nun war er in Druck geraten.

Taumelnd bewegte er sich durch den Wald. Er kannte sich hier gut aus. Mehr als einmal hatte er in den letzten Wochen hier gestanden. Jeden Handgriff hatte er x-mal gedacht und geübt.

Da hatte alles geklappt. Aber heute… Er durfte nicht darüber nachdenken. Er wurde wahnsinnig, wenn er sich vorstellte, daß alles umsonst gewesen sein sollte.

Nur diese eine Nacht… das mußte man sich vorstellen. Dann hieß es wieder ein ganzes Jahr lang warten!

Jung und schön mußte sie sein und ihr Blut noch frisch und warm. Und das mußte er auf den Friedhof bringen. Dann würden die Toten kommen. Es gab eine besondere Stelle auf diesem Friedhof. Er hatte sie ausfindig gemacht, nach langen Jahren intensivster okkulter Forschungen.

Dicht an der bayrisch-tschechischen Grenze lag der Herr der Toten. Vor über hundert Jahren beigesetzt, schwebte über seinem Leben und Sterben ein Fluch und ein Geheimnis, das er selbst nur in Umrissen ahnte.

Als Josef Burger hatte er unter bürgerlichem Namen gelebt. 1869 hatte er hier seine letzte Ruhestätte gefunden. Man sagte ihm nach, daß er zu Lebzeiten mehr als achtzig Männer und Frauen entführt und umgebracht hatte. Die Leichen der unglücklichen Opfer waren nie gefunden worden. In einem Zinksarg war Burger in die Erde gesenkt worden. Sein Körper sollte im ersten Jahrhundert nicht mit geweihter Erde in Berührung kommen.

Es gab viele ungeklärte Geheimnisse in Burgers Leben.

Eines war seine Herkunft, ein anderes seine Kenntnisse von höllischen und übernatürlichen Mächten.

Burger konnte man zurückholen!

Wenn man wußte, wie man es anstellte…

Schon immer hatte es ihm die Totenbesprechung angetan. Zweimal war er erfolgreich gewesen. Doch die aus den Gräbern Zurückgekehrten waren nie lange genug existent in ihrem neuen, unwirklichen Leben gewesen.

Burger mußte her. Er, den man den Herrn der Toten nannte. So bezeichnete man ihn auch offiziell in der Chronik, die er studiert hatte. Hing das damit zusammen, daß er so vielen Menschen

vermutlich den Tod gebracht oder hatte diese Bezeichnung noch eine andere Bedeutung?

Leibold hatte Grund zu der Annahme, daß diese Bezeichnung tatsächlich auch noch etwas anderes einschloß.

Er merkte, daß er sich wieder in Gedanken verlor, wo es besser war, zu handeln.

Aber was blieb ihm jetzt noch zu tun?

Die Zeit rann ihm wie Sand durch die Finger.

Noch dreiundzwanzig Minuten bis Mitternacht!

Alles war vorbereitet. Jedes Detail stimmte. Aber das menschenwarme Blut fehlte.

Woher nehmen? Von welchem Opfer?

Um diese Zeit konnte er keines mehr auftreiben.

Seine Hände zitterten, und sein ganzer Körper glühte wie im Fieber.

Er war aufs äußerste erregt. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Wer ihn jetzt gesehen hätte, würde einen Idioten vor sich geglaubt haben.

Er lief auf dem schmalen Pfad weiter. Auf irgendeine Weise geriet er wieder auf die Straße, die genau zur Grenze führte.

Zwanzig vor zwölf!

Jetzt könnte bereits alles über die Bühne gehen.

Rundum war es dunkel.

Leibold stolperte durch die Nacht, dicht am Straßenrand entlang. Der Boden knirschte unter seinen Schritten.

In seinem Gesicht zuckte es. Seine Augen spiegelten ein wirres Feuer wider.

Der Gedanke, alle Vorbereitungen umsonst getroffen zu haben, trieb ihn an den Rand des Wahnsinns.

»Narren!« fluchte er und stieß mit einer heftigen Bewegung einen Stein in den Straßengraben.

»Ich werde mich rächen. Ihr werdet büßen für das, was ihr mir angetan habt!«

Voller Haß kamen die Worte über seine Lippen.

Niemand konnte ahnen, was jetzt in ihm vorging, was er litt. Niemand wußte schließlich auch, was ihm bekannt war.

Da – der Lichtschein. Er kam von ganz weit her. Dann hörte er das Geräusch. Ein Motor. Ein Auto näherte sich aus der Finsternis hinter ihm.

Leibold schluckte.

Er blieb stehen und starrte dem Wagen entgegen.

Die Lichter waren noch winzig klein, dann wurden sie größer.

Leibolds Herz begann schneller zu schlagen.

Er schöpfte Hoffnung.

War das seine Chance, achtzehn Minuten vor Mitternacht?

Saß jemand hinter dem Steuer des näherkommenden Wagens, mit dem er etwas anfangen konnte?

Er biß sich auf die Lippen.

Mechanisch trat er einen Schritt weiter in die Fahrbahn, hob dann die Rechte und begann zu winken.

Würde der Fahrer anhalten?

Wer würde der Fahrer sein? Ein Mann? Eine Frau? Das alles war so wichtig.

Unwillkürlich tastete er nach dem Messer unter seiner lappigen Jacke, um festzustellen, daß er es auch wirklich noch hatte.

Dann war der Wagen heran. Selbst wenn der Fahrer nicht hätte anhalten wollen, er wäre praktisch dazu gezwungen gewesen. Leibold stand inmitten auf der schmalen, dunklen Fahrbahn und winkte erregt.

Er sah mitleiderweckend aus.

Die Geschwindigkeit des Autos wurde herabgesetzt.

Noch konnte der Totenbeschwörer nicht erkennen, wer hinter dem Steuer saß.

Der Wagen hielt kurz vor ihm.

»Bitte«, sagte Leibold und kam an die Seite, wo der Fahrer saß. Es war ein Mann, ältlich, den Rücken gebeugt. Verdammt! Aber Leibold ließ sich seine Enttäuschung nicht anmerken. »Entschuldigen Sie, daß ich Sie hier stoppe.«

Ehe er weitersprechen konnte, winkte der Alte schon ab. »Macht nichts! Nehm' Sie gern mit… Sind Sie zu Fuß unterwegs oder haben Sie eine Panne?«

»Die erste Hälfte stimmt«, berichtete Hans Leibold, als er im Wagen saß und die Tür zuschlug. »Ich bin zu Fuß unterwegs. Aber das werde ich wohl so schnell nicht wieder tun. Sehen Sie, wie ich aussehe?«

Der Alte hinter dem Steuer musterte ihn genau. Er schaute dazu über den Rand seiner Hornbrille hinweg. »Ein bißchen mitgenommen.«

»Mein Kleidung! Hier – voller Dreck. Man hat mich niedergeschlagen. Ich bin erst vorhin zu mir gekommen und ziellos im Wald herumgeirrt.«

»Das ist ja gräßlich.« Der Mann war noch älter, als es durch die Scheibe zunächst ausgesehen hatte. Sein Gesicht war verschrumpft wie bei einem Zwerg. Kleine, lebhafte Augen funkelten hinter den Brillengläsern. Graue Stoppeln stachen aus der runzligen Haut.

»Ich muß zur Polizei und den Vorfall melden«, ächzte Leibold. Es fiel ihm nicht mal schwer, den Lädierten und Niedergeschlagenen zu spielen.

»Na klar, machen wir.«

Der Fahrer gab Gas. Aber der Wagen reagierte nur langsam auf die Benzinspritze. Er rollte schwerfällig an, als hätte er ein Tonnengewicht zu tragen.

»Er ist nicht mehr der Jüngste«, sagte der Chauffeur, als müsse er sich für sein Vehikel entschuldigen. »Aber wenn er erst mal richtig rollt, dann marschiert er auch. Besonders den Berg runter.«

Er lachte. Leibold lachte leise mit.

Seine Blicke waren auf den Mann neben ihm gerichtet.

Unruhe erfüllte den Totenbesprecher. Wie in Trance sah er plötzlich nebelumwallte Bilder vor sich.

Er glaubte auf einem alten Friedhof **zu** sein. Es war eine finstere Ecke neben einer uralten Buche. Hier war der Boden steppenartig, hier gab es kein Kreuz, keinen Grabstein, nichts, das auf eine Grabstätte hingewiesen hätte.

Und doch lagen hier die verblichenen Gebeine eines Menschen.

Leibold sah sich vor dem Fleckchen Erde hocken, die Hände wie ein Magier über die Stelle ausgebreitet, wo die Knochen liegen mußten.

Kleine Pflöcke waren in die Erde gerammt und bildeten ein seltsames, undefinierbares Symbol.

Leibold sah in dem Nebelbild, wie er sich nach vorn beugte. Wie eine Vision lief alles vor ihm ab.

Er hielt seine Hand plötzlich wie eine Kelle. Der Hohlraum war gefüllt mit dampfendem Blut, das langsam durch seine Finger rann und den alten Boden tränkte.

Der vor der unbekannten Grabstätte Hockende murmelte geheimnisvoll klingende Namen.

Plötzlich riß der Boden auf.

Unter der Erdschicht, die über der Grabstätte lastete, knirschte und rumorte es.

Ein breiter Spalt entstand.

Ein Blitz zuckte herab und teilte wie ein Schwert die Luft vor dem Totenbeschwörer.

Der Geruch von Moder und Verwesung mischte sich mit dem süßen schweren Geruch des Blutes, der über die vergessene Stätte Wehte.

Dann kam etwas aus dem Grab hervor.

Eine Gestalt! Düster, verwahrlost, knochig… In Fetzen hing das Totengewand an dem von Vergänglichkeit gezeichneten Körper.

Ein verklärter Ausdruck lag auf Leibolds Gesicht.

Das waren die Bilder, die ihm jetzt entgingen, die er nur von seinem inneren Auge sehen konnte.

Erleben aber hätte er es können.

Das Blut in seinen Ohren rauschte. Seine Augen glänzten wie im

Fieber.

Blut! schoß es durch seinen Kopf. Er brauchte Blut.

»Was ist denn los mit Ihnen?« hörte er wie aus weiter Ferne die Stimme des Alten. »Ist Ihnen nicht gut?«

Leibold begriff kaum den Sinn der Worte.

Blut! Damit konnte er erreichen, was er wollte. Vielleicht ging es auch so.

Es mußte nicht unbedingt das einer Zwanzigjährigen sein. Die Hauptsache: es war warm und frisch, körperwarm.

»Halten Sie… an… bitte«, stieß er mühsam zwischen den Zähnen hervor. Er beugte sich nach vorn. Er stöhnte und preßte die Hände auf die Bauchdecke.

Der Alte warf einen schnellen Blick auf den Gast an seiner Seite. »Moment… aber natürlich«, sagte er verstört. Er steuerte weiter an den Straßenrand. Der klapprige Opel kam fauchend zum Stehen.

»Wenn ich Ihnen etwas helfen kann, mein Herr, bitte sagen Sie es mir und…« Es war die letzten Worte des alten Mannes.

Ein Blitz schien sein Bewußtsein zu spalten. Dann wurde es ihm schwarz für immer.

Die Messerspitze drang oberhalb der Nasenwurzel genau zwischen den Augen ins Hirn des Alten und bereitete seinem Leben von einem Atemzug zu anderen ein Ende.

*

»Der erste Stich muß ins dritte Auge«, sagte Hans Leibold, als müsse er eine auswendig gelernte Lektion wiederholen.

Jeder hatte das dritte Auge. Bei einigen Tieren konnte man es noch ganz deutlich feststellen. Beim Menschen war im Lauf seiner Entwicklung die Zirbeldrüse daraus erwachsen. In einer fernen Vorzeit jedoch hatte dieses dritte Auge eine wichtige Funktion gehabt.

Aus der tiefen Stichwunde drang nur ein einziger Blutstropfen und eine helle, flüssige Masse: Das beschädigte Gehirn.

In zehn Minuten war Mitternacht!

Hans Leibolds tiefliegende Augen befanden sich in ständiger Bewegung. Er handelte wie ein Roboter.

Er zerrte den Leblosen auf die Seite, wo er eben noch gesessen hatte und nahm selbst den Platz hinter dem Steuerrad ein.

Kumberg lag nur ein paar hundert Meter weit entfernt.

Gleich hinter der Ortseinfahrt ging es rechts ab.

Zum Friedhof, stand auf einem verwitterten, rissigen Schild.

Dorthin fuhr er.

Es ging an zwei uralten Häusern vorbei. Dann folgte ein freier Weg. Gleich darauf erblickte er die Friedhofsmauer. Darüber hinaus

ragten einige der größten Grabsteine.

Leibold hielt vor dem schmiedeeisernen Tor.

Es war nur angelehnt. Nach Einbruch der Dunkelheit hatte er dafür gesorgt.

Nun machten sich die Vorbereitungen bezahlt. Er gewann wertvolle Sekunden.

Obwohl nicht gerade von kräftiger Statur, ging er in die Hocke und warf sich den Toten über die Schulter.

So schnell es ihm möglich war, eilte er mit der Last den düsteren Friedhofsweg entlang zwischen den Kreuzen und Grabsteinen.

Der vorbereitete Fleck lag ganz hinten, verdeckt hinter Bäumen und alten, verwitterten Grabsteinen.

Der nächtliche Besucher des Totenackers atmete schnell.

Er ließ die Leiche ab. Auf der ungepflegten Grabstätte vor ihm wuchsen Gräser und Unkraut, Löwenzahn und sogar Klee.

In unmittelbarer Nähe dieses verfluchten und vergessenen Platzes lag kein anderes Grab. Das Gras wuchs hoch, und das Kraut wucherte sogar über den Weg.

Hier kam niemals jemand her.

Leibold vergewisserte sich mit einem schnellen Blick, ob alle Pflöcke, die er am späten Abend nach genau vorgeschriebenem Ritus in den Boden gerammt hatte, noch saßen.

Er ging in die Hocke und öffnete mit einem schnellen Schnitt die Halsschlagader des Toten. Er hielt die Hände darunter, um das herausfließende Blut aufzufangen.

Er mußte improvisieren. Normalerweise wäre er mit dem Blut der hübschen Regina Tärser, aufgefangen in einem Plastikbeutel, den er zusammengefaltet in seiner Brusttasche trug, hierhergekommen.

Er richtete den Blick gen Himmel.

»Es gibt siebzig mal siebzig höhere Dämonen. Ihnen zur Seite zu stehen siebzig mal siebzig der niederen. Ihr Herr ist Molochos, darüber nur einer: Satan, in vielerlei Gestalt. Herr und Fürst der Hölle. Ein Diener war Josef Burger. Dich rufe ich. Kannst du mich hören?«

Laut hallte seine Stimme durch die Nacht und wehte wie ein Windhauch.

Das Blut des Alten, das er mit den Händen aufgefangen, rann durch seine Finger und wurde von der Erde aufgenommen.

Leibolds Gesicht war weiß wie Kalk.

Er sprach den magischen Vers.

»Einst auf der Erde mußtest du gehen. Verbannt und gefoltert haben sie dich. Doch du würdest dich rächen – das hast du versprochen. Ich bereite dir den Weg, Josef Burger, dir, den man den Herrn der Toten genannt. Komm zurück! Erneu're den Fluch, nicht weiter seist du gebannt!«

Er hielt den Atem an.

Ein Geräusch!

Aus der Erde?

Ja!

Es rumorte unter seinen Füßen. Um ihn herum wurde es tiefschwarz, als wäre Satan persönlich anwesend und breite seinen höllischen Mantel über diesen verfluchten Fleck.

Leibold spürte die Angst, die sich in sein Herz schlich.

Jetzt wurde es ernst.

Seine Nackenhaare stellten sich auf, seine Haut zog sich zusammen. Risse zeigten sich im Boden vor ihm. Die blutigen Hände noch über die vergessene Stätte haltend, starrte er auf das Gras. Es bewegte sich. Die Gräser und das Unkraut zitterten.

Es wurde ihm eiskalt und für den Bruchteil einer Sekunde stieg der Gedanke an Flucht in ihm auf.

Josef Burger hatten den Ruf vernommen. Mit satanischer Gewalt zog es ihn aus der Erde.

Eine Mulde entstand, dann platzte der Boden auf wie die Schale einer überreifen Frucht.

Er konnte sich des Grauens kaum erwehren, und doch bannte ihn das Geschehen an die Stelle.

Dies war mehr, als ein Mensch ertragen konnte. Das hätte er nie geglaubt.

Seine Haut wurde eiskalt, sein hageres, spitzes Gesicht schien noch schmaler, noch länger. Höllische Kräfte wurden frei, die Kräfte aus einer anderen Welt. Er hatte sie beschworen. Nun konnte er nicht mehr zurück.

Es war alles ganz anders als damals, als er die beiden anderen aus dem Grab rief.

Da waren es frische Leichen gewesen, keine älter als achtundzwanzig Stunden.

War da auch die Angst in ihm aufgestiegen? Er konnte sich nicht daran erinnern.

Die Atmosphäre um ihn herum… die Beklemmung… die Tiefe des Himmels, der ihn zu erdrücken drohte.

Dann ragte die furchtbare Hand aus dem Erdspalt.

Sie war groß und knochig, und Reste alten, schwarzen Fleisches klebten daran.

Mit Macht wurde der Boden zur Seite gedrückt.

Ein Kopf stieg aus der sich öffnenden Erde.

Er sah die mit farblosem Haar bedeckte Schädeldecke. Das Haar fiel lang zu beiden Seiten des Gesichtes herunter. Erde klebte in den Strähnen und auf dem kantigen Knochenschädel.

Dann sah er das Gesicht. Groß und breitflächig. Doppelt so groß

wie das eines normalen Menschen.

Leibold stöhnte, und Zweifel stiegen in ihm auf.

Zur Panik wurde dann der Gedanke, daß er einen Fehler gemacht haben könnte.

Der Totenbeschwörer hätte am liebsten laut aufgeschrien. Er fühlte sich bedrängt, mit Grauen erfüllt und ahnte, daß er etwas gerufen hatte, was Unheil über ihn bringen konnte.

Er vermochte nicht, sich aus dem Bann zu lösen.

Die Gestalt vor ihm war nun halb aus der Erde gewachsen. Wie ein bizarrer, fremdartiger Pilz erstand sie vor ihm.

Die großen, ausgezackten Augenhöhlen waren auf den schreckensbleichen Totenbeschwörer gerichtet. Das graue, verunstaltete Gesicht des wiedererweckten Toten war wie eine furchtbare Dämonenfratze. Angst, Verderben und Hohn glaubte Leibold in den harten Zügen zu lesen.

Die großen, abgenagten Lippen des Toten bewegten sich, und die Kiefer mahlten, dann öffnete sich das gräßliche Maul mit den starken, raubtierähnlichen Zähnen.

Das unheimliche Wesen lebte wirklich, doch kein Laut kam aus seinem knochigen, von einem zerfetzten Gewand bedeckten Körper. Die lederartige Haut, die noch teilweise die Knochen bedeckte, war aufgesprungen und an manchen Knochen so weit zurückgegangen, daß der blanke Knochen völlig frei lag.

Die schwarze Mauer um Leibold herum war dichter geworden, und er hatte das Gefühl, unter einer lichtundurchlässigen Glocke zu hocken.

Er nahm die nähere Umgebung nicht mehr wahr.

Die Bäume, die Grabsteine und Kreuze seitlich und hinter ihm wurden durch diese unbarmherzige, bedrohliche Dunkelheit verschluckt.

Auch das war anders.

Die beiden anderen Male hatte alles in normaler Atmosphäre stattgefunden, sofern man Spannung und Erregung, unter denen er gestanden hatte, als normal bezeichnen konnte.

Aber die Schwärze, die alles abdeckte, machte auch alles so unheimlich.

Dies hier ging über sein Begriffsvermögen und über das, was er wollte. Er merkte, daß er einen Schritt zu weit gegangen war…

Der Unheimliche stieg vollends aus dem Grab.

Er überragte den Hockenden um mehr als das Doppelte.

Das Blut hämmerte es in Leibolds Schläfen.

Ich hätte es doch nicht tun sollen. Aber nun gab es kein Zurück mehr. Die Dinge waren in Fluß geraten.

Ich muß weg hier! Dieser Gedanke erfaßte ihn mit einem Mal in

einer Stärke, daß ihm der Schweiß ausbrach.

Er wollte sich erheben, denn er brachte nicht länger die Kraft auf, diesem zum Leben erweckten Toten länger in die schwarzen, leeren Augenhöhlen zu sehen.

Das Ding aus dem Grab war kein Mensch! Es war ein Riese von über zwei Metern Länge, mit breiten, ausladenden Schultern, über denen sich die Reste des zerfetzten Totengewandes spannten.

»Sie sind… Josef Burger, der Herr der Toten?« Es bereitete Leibold Mühe, die Worte zu formen.

Seine Stimme verhallte, und er erhielt keine Antwort.

Der Wiedererweckte stand jetzt dicht vor ihm. Wie bei einem Roboter kamen die beiden Hände der schaurigen Gestalt nach vorn und legten sich um den Hals des Totenbeschwörers.

Ein ungläubiger Ausdruck trat in Leibolds Augen. Sie wurden groß. Er röchelte. Die Knochenhände, zwischen deren Fingern sich die schwarzen Hautreste wie Schwimmhäute spannten, drückten zu. Hart und gnadenlos.

Leibolds Gesicht lief rot an und wurde dann blau. Seine Hände zuckten wie erlahmte Flügel. Er brachte sie in die Höhe, um dem schrecklichen Mörder, den er selbst gerufen hatte, Widerstand entgegenzusetzen.

Es war, als ob ein Kind sich gegen einen Riesen zur Wehr setzte.

Er versuchte vergebens, seine schweißnassen Finger unter die angefressenen Knochen des Herrn der Toten zu schieben. Er fühlte das trockene, spröde Fleisch, die rauhen Knochen, und vor seinen Augen begann alles zu kreisen.

Seine Lungen schienen zu bersten. In seinem Gehirn entwickelten sich letzte Gedanken: Man soll sich nicht mit Dingen einlassen, die man nur zur Hälfte oder gar nicht verstanden hat!

Diesen Gedanken nahm er mit ins Jenseits.

Der Wiedererweckte ließ erst los, als Hans Leibold sich nicht mehr rührte.

Schlaff wie eine Marionette, an der man die Fäden durchgeschnitten hat, fiel er zur Seite.

*

Der dem Grab Entstiegene kletterte über den Toten hinweg. Die undurchdringliche Finsternis, die über dem Ort des schrecklichen Geschehens lastete, wich noch immer nicht.

Der Herr der Toten näherte sich der hintersten Ecke des Friedhofes. Er streckte die knochigen Arme aus, und das brüchige Gewand über seinem mumifizierten, ausgetrockneten Körper raschelte leise.

In der Luft knisterte es, als fänden elektrische Entladungen statt.

Ein zufälliger Beobachter der schaurigen Szene würde gespürt haben, daß hier noch etwas anderes anwesend war. Man fühlte die Nähe des Körperlosen. Eine Macht aus der Hölle schwebte als unsichtbarer Geist über dem verlassenen Friedhof.

Der Unheimliche bestrich mit seinen großen Händen den Boden. Und dann begann er in der Tiefe zu rumoren.

Die Erde spaltete sich. Knochige Hände hoben sich aus dem Boden, Tote verließen die Gräber, die von keinem Grabstein gekennzeichnet wurden.

In dem breiten, häßlichen Gesicht des durch Leibold ins Diesseits Zurückgerufenen zeigten sich deutlich verächtliche, sarkastische Züge.

Er hatte es geschafft! Der Fluch erfüllte sich. Er war zurückgekommen, aber er würde nicht der einzige sein.

Auch die anderen würden wiederkehren.

Alle die, die er seinerzeit auserwählte und die durch Gewalt umkamen.

Er, Josef Burger, im Umgang mit finsteren Höllenmächten vertraut, rief seine Diener.

In Friedhofserde hatte er sie vor einem Jahrhundert verscharrt, und niemand hatte es bemerkt.

An vielen Stellen aber existierten heute Gräber.

Dennoch kamen seine Diener. Aus der Tiefe jener Grüfte, die er für sie geschaffen hatte und die tiefer lagen als die Gräber derer, die später nachgefolgt waren.

Kreuze und Grabsteine kamen ins Rutschen. Die Erde sackte ein, und tiefe Mulden und Löcher entstanden.

Der Herr der Toten holte einen nach dem anderen zurück und machte sich nichts daraus, daß die Grabstätten verwüstet zurückblieben.

Damals, als er mordete und die Leichen dann verscharrte, war es notwendig gewesen, die Erde wieder herzurichten, daß niemand Verdacht schöpfte.

Aber Menschenwerk allein hätte dies nicht vermocht.

Burger, der den Pakt mit dem Satan eingegangen war, hatte von dieser Seite alle Hilfe erhalten, die notwendig war, die Menschen und die Behörden zu täuschen.

Der Boden, den er in den Mordnächten aushob, war unmittelbar, nachdem er die Gruft wieder zuwarf, hart geworden und das Gras und das Unkraut waren gesprossen. Der Teufel hatte Burger nicht im Stich gelassen. Auch er hatte allerdings sein Wort gehalten. Er hatte gemordet zur Freude der Hölle und im Auftrag der Dämonen, die ihn besuchten. Der Auftrag des Bösen existierte heute noch genauso wie vor einem Jahrhundert oder wie in den Jahrhunderten und Jahrtausenden davor. Nicht nur über das Totenreich wollte Satan

herrschen. Er wollte auch das der Lebenden.

Die Toten kamen aus den Gräbern, zehn, zwanzig, dreißig es wurden ihrer siebzig. Die Opfer eines anderen Jahrhunderts umringten ihren Meister.

Nur das Knirschen und Rumoren in der Erde, der dumpfe Laut eines umkippenden Grabsteins waren zu hören. Sonst kein Laut.

Der Herr der Toten überragte sie alle. Er scharte die makabre Gefolgschaft um sich und kehrte dann an die Stelle zurück, wo Hans Leibold sein Schicksal ereilt hatte.

Alle anderen folgten nach. Ein dichter Kreis bildete sich um Leibold und um den Alten, dessen Blut er verbotenerweise für das schaurige Zeremoniell verwendet hatte.

Niemand sah, was hier geschah.

Aber man hörte es.

Das Schmatzen der wiedererweckten! Wie die Kannibalen fielen sie über die beiden zurückgebliebenen Körper her…

*

Er war einer von vielen jungen Männern im Tanzsaal der Gastwirtschaft »Bayrischer Hof«.

Hier trafen sich die jungen Leute aus der Stadt und aus der näheren oder weiteren Umgebung allwöchentlich zum Tanz.

Er fiel auf in seinem Aussehen und Verhalten. Die Blicke der jungen Mädchen waren ständig auf ihn gerichtet.

Viele wollten mit dem Fremden tanzen.

Björn ließ kaum eine Gelegenheit aus. Es fiel auf, daß er sich besonders einer schwarzhaarigen Schönheit widmete, die nicht in Grafenau zu Hause war, die aber fast jeder hier kannte. Es war Antonia Harter. Eine schlanke, attraktive Person mit einer Mannequinfigur, die im Dorfwirtshaus in Kumberg Serviererin war und für ihr Leben gern nach Grafenau in den »Bayrischen Hof« kam, um den Samstagabend hier zu verbringen. Über Antonia Harter wußte man einiges. Schließlich war sie Stammgast.

Aber über den Fremden wußte man nichts.

Er war noch nie hiergewesen. Heute zum ersten Mal.

Er tanzte auffallend oft mit der schwarzhaarigen Serviererin und plauderte lebhaft mit ihr.

Björn hielt sich seit Mittag in der Stadt auf.

Es war erst zwei Wochen her, da er zum ersten Mal gehört hatte, daß in Grafenau zwei Gräber aufgebrochen worden waren. Das war an sich nichts Besonderes. So etwas kam hin und wieder vor. Radaubrüder, die glaubten, mal etwas ganz Außergewöhnliches anstellen zu müssen, kamen auf solche Ideen.

Die Leichen waren verschwunden und blieben es.

Leichenraub! Wozu?

Als Hellmark davon in der Zeitung las, machte er sich mehr Gedanken darüber als andere Leser und auch als die Polizei.

Er war ein Mensch aus besonderem Holz. Ein einmaliges Schicksal hatte ihn skeptisch und mißtrauisch allem gegenüber werden lassen, was aus dem Rahmen fiel. Er hatte einen Blick und ein Gefühl dafür entwickelt, was nicht mehr natürlich war.

Etwas ging auf der Erde vor. Viele erkannten die Vorzeichen nicht. Und das war schlimm. Er stand praktisch allein im Kampf gegen jenseitige, finstere Mächte. Seit er wußte, daß in seinen Adern das Blut einer alten, vor langer Zeit auf der Erde existierenden Rasse floß, seitdem war ihm auch eine besondere Rolle in diesem Leben zugefallen.

Im Kampf mit unsichtbaren Mächten und Geistern und Dämonen hatte er manchen Sieg erfochten. Aber in ruhigen Stunden, wenn er Gelegenheit fand, über bestimmte Dinge und Ereignisse nachzudenken, kam es ihm so vor, als wäre er noch keinen einzigen Schritt vorangekommen.

Manchmal auch fragte Björn sich, ob man nicht zuviel von ihm erwartete, mehr als er imstande war zu geben.

Man – das war in erster Linie sein geheimnisvoller Geistführer Al Nafuur, ein Zauberpriester aus dem Lande Xantilon, von dem er nur die Stimme kannte. Al Nafuur existierte in einem Reich zwischen Diesseits und Jenseits und war Unsterblicher der weißen Priesterkaste, die in ferner Vergangenheit entscheidende Impulse zu Xantilons Entwicklung gegeben hatte. Doch die Priester hatten sich zerstritten. Einige waren abgefallen und hatten dämonische und satanische Mächte angerufen und mit ihnen paktiert. Damals hatte das Unheil begonnen, und nun setzte es sich fort, in einer Zeit, in der kein Mensch außer Hellmark wußte, worum es ging.

Die Priester von Xantilon hatten den Untergang des Reiches hervorgerufen. Die Kräfte waren aufeinandergeprallt. Doch der Kampf zwischen Gut und Böse war unentschieden ausgegangen.

Zum entscheidenden Schlag sollte nun ausgeholt werden, da die Menschheit im Überfluß lebte und niemand an eine Gefahr aus einem jenseitigen Reich glaubte, geschweige denn überhaupt etwas ahnte.

Die Schwarzen Priester unter der Führung ihres obersten Herrschers Molochos waren seine Hauptgegner. Molochos war es gelungen im Dämonenreich eine besondere Stellung einzunehmen. Auch er und seine Mitstreiter verfügten über ein ewiges Leben. Aber es war das ewige Leben der Hölle, in das sie andere mit hineinziehen wollten. Molochos symbolisierte das absolut Böse. Und das hatte viele Namen. Zu allen Zeiten hatten die Menschen dem Bösen Namen

gegeben. Ob Moloch, Gorgo, Pluto – alle Völker haben zu allen Zeiten das Schreckliche erkannt und bezeichnet, und es sah ganz so aus, als verberge sich hinter tausend und abertausend Namen nur einer: Molochos, der oberste der Schwarzen Priester.

»Sie sehen so nachdenklich aus«, sagte die Stimme an seinem Ohr.

Björn lächelte. Sie tanzten einen Blues. Er versuchte die trüben Gedanken abzuschütteln, die ihn die ganze Zeit über beschäftigten.

Aber so einfach war das nicht.

Er war nicht zu seinem Vergnügen hier. Ein Hinweis seines unsichtbaren Freundes Al Nafuur hatte ihn veranlaßt, nach Grafenau zu fahren. Er sollte sich näher mit dem Leichenraub befassen. Ein eindeutiger Hinweis des Magiers war die bis jetzt nicht bewiesene Tatsache, daß ein in Grafenau ansässiger Mann geheimnisvolle, okkulte Experimente durchführen sollte, mit denen er versuchte Tote ins Diesseits zurückzuholen.

Solche Experimente sprachen dafür, daß übernatürliche Kräfte im Spiel waren. Und wo dies der Fall war, hatte meistens auch Molochos seine Hände dazwischen.

An tausend Orten gleichzeitig konnten Molochos und seine Dämonenheere auftauchen. Dies war das schlimmste, was passieren konnte. Doch offensichtlich war dieser Zeitpunkt noch nicht erreicht. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß unheimliche Ereignisse und Vorfälle zwar überall auftraten, aber nicht unbedingt gleichzeitig. Auch die Hölle brauchte ihre Zeit, voll aktiv zu werden. Und so wie es im Moment aussah, schien eine Zeit der Vorbereitung angebrochen zu sein.

Außer dem hilfreichen Geist Al Nafuurs gab es den Inder Rani Mahay. Der Koloß aus Bhutan, der mit bloßem Willen wilde Raubtiere bezwang, war ebenfalls ein Nachfahre der alten Rasse und wie Hellmark der Stimme seines Blutes gefolgt, um Menschen, die durch unsichtbare Mächte manipuliert wurden oder in den Sog höllischer Mächte gerieten, zu helfen. Sie wußten beide, daß es noch mehr Menschen auf der Welt gab, Einzelgänger, die zurückgezogen lebten und auf ihre Weise den Kampf gegen Unheil und Unbekanntes aufnahmen. Diese Mitstreiter mußten sie finden. Sie gehörten zu ihnen.

Mit Mahay hatte Björn einen wichtigen Helfer gefunden. Rani Mahay nannte eine magische Kristallkugel sein eigen. In dieser Kugel ließen sich zukünftige Geschehnisse, die Hellmark betrafen, sichten. Außer dem Geistführer Al Nafuur war die Kristallkugel aus einem Bergkloster Bhutans zu einem wichtigen Informationsträger geworden.

In der Kugel hatte er die Begegnung mit Antonia Harter voraussehen können. Er hatte Ort und Zeit gewußt und so auf Anhieb die Person kennengelernt, die offensichtlich wichtig für ihn war.

Und Al Nafuurs Hinweise und die Zukunftsbilder in der Kristallkugel ergänzten sich auf geheimnisvolle Weise.

Antonia Harter war die Nichte eines Mannes, der Hans Leibold hieß.

Im Gespräch mit Antonia hatte Björn herausgefunden, daß dieser Hans Leibold ein sehr merkwürdiger Mann war. Alles Übersinnliche und Okkulte zog ihn beinahe mit magischer Gewalt an, und sie wußte zu berichten, daß Leibold sich mit Spiritismus befasse und sehr viele alte Bücher zu Hause habe, die sie nicht verstehe.

»Er ist ein richtiger alter Spinner«, meinte sie.

Aber alte Spinner interessierten Hellmark. Und als er erfuhr, daß Antonia grundsätzlich die Nacht von Samstag auf Sonntag in der Wohnung des alten Spinners verbringe, um dort zu schlafen, da wußte er auch, wie seine Nacht aussehen würde.

Es bereitete ihm keine große Mühe, Antonia auch ohne Worte davon zu überzeugen, daß es bestimmt nicht verkehrt sei, ihn für diese Nacht mit in diese Wohnung zu nehmen. Mit seinem männlichen Charme begeisterte er sie so sehr, daß sie zustimmen würde.

Und noch etwas zeigte sich in dem Gespräch mit Antonia.

Sie hatte eine Freundin. Die war Malerin und wohnte in einem großen Bauernhaus. Sie hieß Regina Tärser.

Damit aber sagte Antonia Harter ihrem gutaussehenden und hervorragend tanzenden Partner wiederum nichts Neues.

Auch Regina Tärser kannte er. Durch die Kristallkugel. Er hatte darin beobachtet, wie sie auf einem dunklen Pfad ging, der zu dem abgelegenen Bauernhaus führte.

Es war Nacht gewesen. Eine Nacht wie diese. Auf irgendeine Weise gewann die Gestalt Regina Tärsers ebenfalls Bedeutung für ihn, auch wenn er nicht wußte wie.

Doch es gab keine zufällige Bilder in der Kugel. Alle hatten ihre ganz bestimmte Bedeutung. Manche waren allerdings nicht immer ganz einfach zu deuten.

Während er hier im »Bayrischen Hof« mit Antonia flirtete und soviel wie möglich über deren Onkel erfahren wollte, versetzte er gleichzeitig seinen Doppelkörper dorthin, wo Regina Tärsers Wohnhaus lag.

Der Zufall wollte es, daß er unmittelbar nach der Materialisation seines Kopiekörpers in Kumberg auf ein Geräusch und einen unterdrückten Schrei aufmerksam wurde.

Er war zu einem Zeitpunkt hier an der bayrisch-tschechischen Grenze eingetroffen, da etwas in Gang geraten war, das Menschen in Gefahr brachte.

Als Macabros registrierte er den Vorfall, versetzte sich zwei Kilometer weit zurück und tauchte wie ein Spuk an der Stelle auf, an

der Regina Tärser durch die Hand Hans Leibolds zu Tode gebracht werden sollte.

Es war noch mal alles gutgegangen.

Aber Björn konnte es kaum abwarten, mehr über das Leben und die Person Leibolds zu erfahren. Wer war er? Was machte er wirklich?

Als Macabros hielt er sich noch immer im Krankenhaus bei Regina Tärser auf. Die Behandlung hatte sich etwas verzögert. Ein schwerer Unfall war eingeliefert worden, und Schwestern und Ärzte hatten alle Hände voll zu tun.

Die Zeit verrann.

Hellmark spürte die zunehmende Ermüdung und Belastung, die stets dann auftrat, wenn er seinen Doppelkörper über einen langen Zeitraum hinweg aufrechterhalten mußte.

Er bemühte sich so gut es ging, Antonia Harter von dieser Ermüdung nichts merken zu lassen.

Er schüttelte die Nachdenklichkeit ab.

Es fiel ihm ständig wieder etwas Neues ein, womit er seine Partnerin unterhalten konnte, und Antonia hörte aufmerksam zu.

Sie gewann den Eindruck, daß er ein richtiger Abenteurer war, ein Mann, der schon viel in der Welt herumgekommen war und viel zu erzählen wußte.

Sie kehrten an ihren Tisch zurück. Björn hatte seinen Arm um ihre Hüften gelegt. Sie schmiegte sich an ihn.

Antonia trank den letzten Rest aus ihrem Glas und warf dann einen Blick auf ihre Uhr.

»Kurz nach Mitternacht«, gähnte sie, unterdrückte dieses Gähnen aber dann sehr schnell. »Sie wollten noch die Bücher sehen, Björn, nicht wahr? Wenn es noch später wird, hab' ich noch weniger Lust. Wollen wir gleich aufbrechen?«

»Das liegt ganz bei Ihnen?«

»Oh, ja, ich bin schon dafür.« Es klang aufrichtig, aber sie dachte nicht an die obskuren Bücher. Sie dachte an etwas anderes. Das sah man ihren Augen an.

Björn bezahlte die Zeche.

Es war zehn nach zwölf, als sie den »Bayrischen Hof« verließen. Sie nahmen ein Taxi bis in die Straße, wo Hans Leibold wohnte.

»Er ist nicht zu Hause. Samstags nie«, kicherte Antonia und lehnte ihren Kopf an Björns Schulter.

»Wieso nicht?«

»Keine Ahnung. Vielleicht hat er 'ne Freundin. So etwas kommt ja vor, selbst in diesem Alter noch. Er hat allerdings nie von ihr erzählt. Vielleicht geniert er sich.«

»Und Sie haben nie danach gefragt?«

»Nee, das tu' ich nicht. Nicht bei ihm. Ich glaube, er ist da ein

bißchen komisch. Mir reicht's, wenn ich die Nacht in seiner Wohnung verbringen darf. Mehr interessiert mich nicht. – Aber wir sollten uns endlich dieses dumme Sie abgewöhnen«, fügte sie unvermittelt hinzu. »Soviel ich mich erinnere, haben wir mindestens dreimal Brüderschaft getrunken.«

»Viermal.«

»Na also, dann müßten wir's doch endlich können.«

»Bei mir dauert's meistens ein bißchen länger. Ich erinnere mich immer erst am nächsten Morgen genauer daran.« Er grinste jungenhaft.

Der Chauffeur hielt an.

Das dreistöckige Mietshaus lag in einer düsteren Straße.

Nirgends im Haus brannte mehr Licht.

Antonia hatte die Schlüssel dabei. Die Wohnung Leibolds lag im dritten Stockwerk, direkt unter dem Dach.

Sie gingen im Dunkeln nach oben. »Das hat seine Gründe«, wisperte die schöne Antonia und wandte Björn ihr nettes Gesicht zu. »Man weiß nie, wer hinter den Türen steht.« Sie hauchte ihm einen Kuß auf den Mund und lachte gurrend.

Björn glaubte den Grund besser zu kennen. Dies war nicht der erste Liebhaber, den sie mitbrachte. Sie fühlte sich frei und ungebunden und richtete ihr Leben so ein, wie sie es für richtig hielt. Sie wechselte des öfteren die Freunde, weil sie noch nicht den richtigen gefunden hatte. Davon sprach sie jetzt natürlich nicht. Aber Björn wußte, daß er richtig lag mit seiner Vermutung.

Die Wohnungstür war mit einer braungemusterten Scheibe verglast.

Antonia drückte die Tür nach innen.

»Die Luft ist ein bißchen muffig«, sagte die Serviererin leise. »Aber das vergeht auch nicht, selbst wenn den ganzen Tag über die Fenster geöffnet sind. Das liegt am Haus. Es ist ein Altbau. Hier ist der Schwamm drin.«

Sie tastete nach dem Lichtschalter. »Nanu«, wunderte sie sich.

»Kannst du ihn nicht finden?«

»Doch, doch. Aber das Licht geht nicht an. Wahrscheinlich ist 'ne Birne kaputt. Moment, bitte. Ich mach's vorn an, im Wohnzimmer. Nicht, daß du irgendwo dagegen stößt. Hier steht 'ne Menge altes Zeug rum. Ist mehr 'ne Rumpelkammer als 'ne Wohnung. Aber jedem Tierchen sein Pläsierchen!«

Björn blieb an der Tür stehen, während sie wie ein Schatten davon huschte. An seiner Nase wehte ihr herbes Parfüm vorbei.

Er trat einen Schritt weiter vor, schloß leise die Tür hinter sich und wartete dann ab, daß endlich das Licht anging.

»Es geht nicht! Der Strom muß ausgefallen sein oder die Sicherung

ist rausgeflogen. Na, so ein verdammter Blödsinn«, hörte er Antonia in der Dunkelheit fluchen.

Björn ließ die Atmosphäre der dunklen Umgebung auf sich wirken.

Ganz plötzlich war das Gefühl da, seine Muskeln strafften sich und seine Sinne waren aufs äußerste gespannt.

Antonia und er waren nicht allein. Da war noch jemand in der dunklen Wohnung.

Er hörte den Atem des Fremden, Unsichtbaren…

Ganz dicht neben sich!

*

Alois Koller war dreiundsiebzig. Er bewohnte mit seiner Frau Martha das letzte Haus in der Straße, die direkt zum abgelegenen Dorffriedhof führte.

Koller ging nie vor ein Uhr nachts ins Bett. Er konnte ohnehin nicht schlafen.

Koller saß in dem bequemen, verschlissenen Sessel, einen altmodischen, runden Couchtisch neben sich, auf dem eine Flasche Wein und ein Glas standen.

Mit leicht zittriger Hand griff er nach dem Glas und leerte den Rest mit einem Schluck.

»Genug für heut'«, sagte er im Selbstgespräch. Er drückte den Korken in den Flaschenhals und erhob sich. Er reckte und drehte sich, und in den alten Knochen knackte es.

Als er jetzt mitten im Raum stand, konnte er zum Fenster hinaus sehen. Die Dunkelheit breitete sich weit über das Land aus. Am Himmel flimmerten die Sterne. Schwarz und hart lag die bewaldete Anhöhe dem Wohnzimmerfenster gegenüber.

Koller bewegte sich auf unsicheren Füßen zum Fenster. Er wollte noch mal tief die frische, würzige Luft einatmen und sich dann zu Bett legen.

Er beugte sich ein wenig nach vorn, stützte sich auf die Fensterbank und ließ den Blick in die Dunkelheit schweifen. Die Wohnung lag im Hochparterre, und die Außenwände waren mit Schieferziegeln bedeckt.

Sie waren alt und brüchig. Wie das ganze Haus. Er mußte daran denken, nicht über die schmale Fensterbank hinauszugreifen, um die brüchigen, morschen Schieferziegeln nicht zu berühren.

Er legte den Kopf schief.

Da war doch etwas?

Ein seltsames Geräusch lag in der Luft. Es schabte und klapperte… im Marschschritt… da bewegte sich etwas auf der Straße!

Er beugte sich weiter nach vorn, um über den Vorbau hinwegsehen

zu können.

Alois Koller kniff die Augen zusammen.

Viele Menschen kamen die Gasse herab aus Richtung Friedhof. Er konnte sie nicht genau wahrnehmen.

Was war das für ein komischer Zug?

Sie kamen schnell mit wankenden Bewegungen näher und befanden sich jetzt auf der Höhe des Hauses.

Er schrie leise auf.

Träumte er?

Die bizarren, furchteinflößenden Gestalten in ihren zerfetzten und wehenden Gewändern sahen aus wie Tote, die ihren Gräbern entstiegen waren.

Koller wischte sich über die Augen.

Hatte er zuviel Wein getrunken?

Eine halbe Flasche. Wie immer. Die trank er regelmäßig jeden Abend. Aber davon wurde man nicht betrunken. Man fühlte sich höchstens ein bißchen angeheitert und sah die Welt mit anderen Augen an.

Gespenster! Sie kamen vom Friedhof.

»Martha…!« entfuhr es ihm, und er warf den Kopf herum. »Martha!« rief er durch die Wohnung, damit seine Frau es hörte. Das Zimmer zum angrenzenden gemeinsamen Schlafzimmer stand weit offen.

Er hätte nicht rufen sollen.

Wie auf ein Kommando hin ruckten die Totenschädel herum. Die dunklen Augenhöhlen waren gegen das Fenster gerichtet.

Koller stöhnte. Der Anblick der sich nähernden Gestalten jagte ihm einen eisigen Schauer über den Rücken.

Eine Gestalt war riesiggroß und überragte die anderen um mehr als zwei bis drei Köpfe.

Das war Josef Burger, der Herr der Toten. Sie waren unterwegs in das geheimnisvolle Leichenlabyrinth, von dem nur er wußte, wo es lag.

Mit dem Erwachen aus dem mehr als hundertjährigen Totenschlaf war die Erkenntnis gekommen, wohin er sich wenden mußte und was seine eigentliche Aufgabe war.

Alois Kollers Schicksal war besiegelt.

Seine Blicke irrten nach allen Richtungen.

Die gespenstischen Gestalten gingen auf das Haus zu. Sie rüttelten unten an der Tür. Einige fingen an, die Hauswand hoch zuklettern.

Vorspringende Steine und herausragendes Balkenwerk wirkten wie die Sprossen einer Leiter.

Das Grauen schnürte Koller die Kehle zu. Er empfand eine Angst, wie er sie hie zuvor kannte.

Er knallte die Fenster zu und stand sekundenlang wie gelähmt, als das erste Gesicht hinter der Scheibe auftauchte und er dieses zerstörte, bösartige menschliche Antlitz wahrnahm, in dem lange, farblose Haare sprossen und aus Kinn und Backenknochen wuchsen. Die schrecklich ausgefransten Lippen bewegten sich, die Kiefer mahlten.

Koller wich zurück, unfähig, den Blick von dem schrecklichen Kopf zu wenden.

»Maaarthaaa!« gellte sein Schrei durch das mitternächtliche Haus.

»Ja,… was ist denn los?« meldete sich eine verschlafene Stimme aus dem Hintergrund.

»Das Haus… die Toten… ich…«

Unten krachte und splitterte es. Ein harter Gegenstand, wahrscheinlich ein Stein, wurde mehrfach gegen das Schloß geschlagen.

Die Tür flog auf.

Scherben klirrten. Das Fenster zersprang. Die unheimliche Gestalt drückte die morschen Flügel zur Seite und kroch über die Fensterbank. Hinter dem Eindringling folgten weitere nach.

Kollers Atem ging erregt.

»Was machst du denn für einen Krach, um Gottes willen? Du hast eben die Weinflasche umgeworfen, nicht wahr?« ertönte die vorwurfsvolle Stimme seiner Frau.

»Martha! Schnell! Wir müssen fliehen!« Alois Kollers Stimme überschlug sich. Er griff nach der Weinflasche und warf sie kurzerhand der ersten Spukgestalt entgegen, die von der Fensterbank sprang.

Die Flasche krachte voll gegen das Brustbein.

Die Gestalt zuckte nicht mal zusammen. Wie ein Roboter näherte sie sich dem alten Mann und schien genau zu wissen, wo er stand, obwohl sie keine Augen im Kopf hatte.

Plötzlich stand der ganzeRaum voll. Sie kamen von überall her. Durch das Fenster. Und sie kamen von unten, über die Treppe!

Zehn, zwanzig… sie waren überall.

Und es ging alles rasend schnell.

Die Frau kam aus dem Bett. Ihr dünnes, graues Haar sah unordentlich aus.

Das lange Nachthemd, ausgewaschen und grau, war aus Baumwolle.

»Du hast zuviel getrunken und…« Sie taumelte an die Tür, dann schrie sie gellend auf. Martha Koller riß die Hände nach oben und preßte sie auf den Mund.

Unheimliche Gestalten kamen ihr entgegen.

Aus dem Dunkeln schoben sich zu Haut und Knochen gewordene Gespenster. Ein Geruch von Verwesung und Erde schlug ihr entgegen.

»Du… mußt… fliehen!« Das war die Stimme ihres Mannes. Sie klang gedämpft, kraftlos. Alois war von lebenden Leichen umringt…

Eine schlug zu. Martha hörte, wie etwas dumpf auf den Boden fiel, und sie wußte, daß es nur ihr Mann sein konnte.

Eine Knochenhand schoß auf sie zu. Die Finger mit den langen, spitzen Fingernägeln gruben sich wie Nadeln in das Fleisch ihres Armes.

Martha Koller zuckte zurück.

Die Fingernägel des Angreifers rissen ihr die Haut auf. Das Nachthemd zerriß.

Die Treppe nach oben, schoß es ihr durch den Kopf…

Sie handelte ohne zu überlegen, ohne zu denken.

Sie warf sich gegen die Tür. Die flog nach vorn, aber sie klappte nicht mehr ins Schloß. Da waren die langen, furchtbaren Arme mit dem zurückgewichenen, uralten Fleisch, und Martha Koller mußte an ein abgekochtes Huhn denken, bei dem das Fleisch an den abgehackten Füßen zurückgewichen war und das man nachher in schmutziger Erde gewälzt hatte.

Es knirschte, mehr geschah nicht. Gegendruck kam auf. Die Tür flog nach innen.

Martha Koller taumelte gegen das Bett, konnte sich jedoch fangen, und es gelang ihr, zur Tür auf die entgegengesetzte Seite des Zimmers zu kommen. Ein schmaler, dunkler Gang. Eine schmale Treppe. Von hier aus konnte man auf den Speicher.

Sie mußte sich verstecken.

Die Unheimlichen vom Friedhof waren hinter ihr her.

Sie stolperte die Treppe hinauf, ihr Atem flog und kleine, abgehackte Schreie kamen aus ihrer Kehle.

Was ging hier vor? Wer verursachte dieses gräßliche Geschehen?

Sie fiel und rappelte sich wieder auf.

Hände griffen in der Dunkelheit nach ihr. Knochenhände von Toten.

Sie erschauerte, und Ekel würgte sie.

Sie jagte die Treppe empor, so schnell es ihre alten Beine zuließen.

Die Kräfte ließen nach.

Ich schaffe es nicht, dröhnte es in ihrem Hirn. Das Fenster lag auf halber Höhe zum Speicher. Sie mußte hinausklettern.

Der schwache Schein aus dem Schlafzimmer reichte gerade aus, um genügend zu sehen.

Ruckzuck war das Fenster geöffnet.

Die Hinterseite des Hauses war dicht an den Berg herangebaut. Hier hinten existierte nur ein schmaler Zwischenraum, in dem einige Geräte, etwas Holz und Bretter standen.

Die Verfolger waren ganz nahe. Martha Koller wagte nicht, sich

umzublicken.

Sie kroch in die Höhe. Sie mußte nach unten in diesen schmalen Spalt.

Die Frau rutschte ab und warf die Arme hoch, als könne sie irgendwo Halt finden. An einem rostigen Nagel riß sie sich die Innenseite der rechten Hand auf. Etwas schepperte. Das Holz kam ins Rutschen. In seltsam verkrümmter Haltung blieb sie zwischen Holz und Gerät hängen.

Sie registrierte den Sturz und empfand keine Angst. Martha Koller schwamm in einem Meer von Gefühlen aus Angst, Lethargie und Schmerz.

Ihre Arme sanken herab, ihr Kopf fiel zur Seite, dann wurde es schwarz vor ihren Augen. Die alte Frau sah nicht mehr die schrecklichen Gestalten am Fenster zum Speicher auftauchen. Ekelhafte Totenschädel ragten aus dem Fenster, gierig griffen die langen, spitzen Finger nach der Frau, die wie eine Puppe zwischen Hauswand und Berg hing, halb von Brettern, Spinngewebe und lockerem Staub bedeckt.

Die gräßlichen Totenhände erreichten sie, konnten sie aber nicht fassen. Ein Brett kippte um, und Martha Koller entging dem Zugriff der Unheimlichen aus dem Grab.

Sie wurde begraben von Holz und Brettern, und die Toten ließen die Reglose liegen.

*

Sie verließen das Haus und nahmen Alois Koller mit. Der alte Mann lag bleich mit eingefallenen Wangen und halb geöffnetem Mund auf den Armen eines der gespenstischen Wesen.

Koller röchelte. Er war nur halb bei Bewußtsein und bekam das Ganze nicht mehr mit.

Sein altes schwaches Herz war der Aufregung nicht gewachsen. Es schlug flach und unregelmäßig, manchmal setzte es aus, als wolle es endgültig seinen Dienst aufkündigen.

Der unheimliche Zug bewegte sich durch die Nacht. Nur wenige Meter von Kollers Haus entfernt führte ein Pfad auf den bewaldeten Hügel.

Der Weg war steil und holprig.

Viele Steine lagen den wandelnden Leichen im Weg, und sie stiegen darüber hinweg.

An der Spitze ging der Herr der Toten. Nie zuvor – in seinem wirklichen Leben – war er diesen Weg gegangen. Und doch schien jeder Fußbreit Boden ihm vertraut. Der durch magische Kräfte Wiedererweckte steuerte zielbewußt den Hügel an.

Verschlungene Pfade folgten, die nächtliche Umgebung wurde steiniger, die Bäume wichen zurück. Nur noch vereinzelt sah man ein paar Stämme, Büsche, Strauchwerk und Dornengestrüpp.

Der Eingang einer Höhle kam in Sicht.

Der Herr der Toten mußte sich bücken, so niedrig war die Felsendecke.

Die knöchernen Füße klapperten auf dem steinigen Untergrund.

Stockfinster war der Eingang, an dem ein verwittertes Schild mit rostigen Nägeln befestigt war. Darauf stand: »Betreten der Höhle verboten! Einsturzgefahr!«

Das Heer der Toten verschwand in der Dunkelheit.

Josef Burger folgte den verschlungenen Pfaden. Magisch zog es ihn weiter und immer tiefer in den Berg hinein.

Dann ragte die Felswand vor ihm auf. Es gab kein Weiterkommen. Die Höhle war hier zu Ende.

Für jeden wirklich lebenden Menschen ja! Nicht aber für die lebenden Toten. Für sie galten andere Gesetze als die irdischen…

Der Anführer der makabren Gruppe streckte eine Hand aus. Seine knochigen Finger drangen durch die Felswand wie ein warmes Messer in einen Block Butter.

Dann ging Burger einen Schritt nach vorn. Er schritt durch das harte Gestein, das ihm keinen Widerstand entgegensetzte.

Es schien überhaupt nicht zu existieren.

Hinter der Wand breitete sich eine endlose Fläche aus. Riesige, schwarze Säulen ragten in eine wabernde Finsternis, in einen sternenlosen Himmel, der wie schwarze Watte über der endlosen Halle lag, die sich vor ihnen auftat.

Das geheimnisvolle Reich jenseits der Felswand nahm sie auf, einen nach dem anderen. Und auch der wie in Agonie liegende Alois Koller überschritt die Grenze der dritten Dimension, in eine unfaßbare, bedrückende und atembeklemmende Welt des Bösen und Unbegreiflichen.

Dies war das Labyrinth der Toten.

*

Endlich kam Regina dran.

Macabros war für einige Minuten allein auf dem Gang.

Niemand achtete auf ihn. Er nutzte die Gelegenheit, um zu verschwinden. Und dies wortwörtlich.

Er löste sich von einer Sekunde zur anderen auf, als hätte es ihn nie gegeben.

Die Umgebung veränderte sich.

Das Krankenhaus war verschwunden. An seiner Stelle schälte sich

der abseits gelegene Weg aus dem Dunkeln, die Stelle, wo Regina Tärser überfallen wurde.

Macabros näherte sich sofort dem Baum, wo der Messerstecher mit einem wohlgezielten Faustschlag zu Boden gegangen war. Das, was er befürchtet hatte, war eingetreten.

Der Täter war verschwunden!

Er war zu sich gekommen und hatte das Weite gesucht.

Macabros suchte die nähere Umgebung ab. Mehrfach erschien er an verschiedenen Stellen, tauchte auf wie ein Geist und verschwand wieder.

Der Kopiekörper Hellmarks materialisierte auf dem Friedhof. Durch die Kristallkugel Mahays wußte er, daß Regina Tärser dort hätte landen sollen.

Aber Leibold hatte seinen Plan nicht durchführen können. Das Opfer, das er für ein geheimnisvolles Vorgehen gebraucht hatte, war ihm weggenommen worden durch das rasche Eingreifen von Macabros.

Aber Leibold war trotzdem zum Ziel gekommen.

Macabros hatte Regina Tärsers Leben retten können – aber es war ihm nicht gelungen, das zu unterbinden, von dem er nur eine schwache Ahnung hatte, da weder Al Nafuur noch die Bilder der Kristallkugel ausreichende Informationen gegeben hatten.

Auf Verdacht war er hierhergekommen. Und nun begriff er, was passiert war. Leibold hatte die Toten zurückgerufen. Hier konnte man nicht mehr von Leichenraub sprechen.

Was er in Grafenau zweimal zu mitternächtlicher Stunde durchexerziert hatte, gewissermaßen als Generalprobe, das hatte er nun im großen durchgeführt.

Die Stelle, die Macabros auf dem Kumberger Friedhof untersuchte, sah aus, als wäre der Boden umgepflügt worden.

Erdschollen lagen herum, der Boden war aufgewühlt. Was immer sich hier aus der Erde gebohrt hatte, es verfügte über ungeheure Kräfte.

Grabsteine waren umgefallen. Aus manchen Gräbern ragten die schon morsch werdenden Särge heraus. Macabros entdeckte unter diesen Särgen Hohlräume, und ihm wurde klar, daß unterhalb der üblichen Tiefe, die man grub, schon etwas gelegen hatte, was nun zu gespenstischem Leben erwacht war.

Aber dann verstand er eines nicht.

Wieso spielte Regina Tärser eine so große Rolle in den Bildern der Kristallkugel – wenn das, was durch ihre Opferung eigentlich hätte bewerkstelligt werden sollen, nun doch passiert war, auch ohne sie?

Fragen über Fragen! Macabros erkannte, daß hinter dem, was er vermutete, weit mehr stand, mehr, als er aus dem bisher Geschehenen

ahnen und wissen konnte.

Aber er konnte nicht hierbleiben. Er mußte zurück. Er fühlte sich verantwortlich für Regina Tärser und irgendwie wurde ihm bewußt, daß die Gefahr für die junge Malerin vielleicht doch nicht vorbei war, daß da noch etwas nachkam, was er jetzt noch nicht übersehen konnte…

*

»Herr Hellmark?« Die Schwester kam aus dem Behandlungszimmer und blickte sich suchend um.

Der junge Mann, der die Verletzte gebracht hatte, war nirgends zu sehen.

Schwester Eva-Maria ging zum Portal. Die Flügel der gläsernen Tür wichen automatisch zurück, nachdem sie sich bis auf eine bestimmte Entfernung ihnen genähert hatte.

Die junge blonde Krankenschwester ging hinaus.

Keine Spur von dem Mann, der vorhin mit Regina Tärser gekommen war!

Sie zuckte die Achseln, wandte sich um – und fuhr erschreckt zusammen.

»Da sind Sie ja!« wunderte sie sich.

Der Begleiter der Überfallenen stand wie aus dem Boden gewachsen plötzlich vor ihr. »Ich habe Sie gar nicht kommen hören.« Irritiert blickte sie sich um.

Macabros erklärte, daß er einen Rundgang durch die Gartenanlage gemacht habe. »Mit Regina ist alles in Ordnung?« fragte er dann schnell, um selbst weiteren Fragen aus dem Weg zu gehen.

»Ja, deswegen wollte ich Sie ja sprechen. Dr. Hain hat ihr etwas gegeben, damit sie besser schlafen kann. Sie wirkt äußerlich zwar sehr ruhig, aber wir kennen das. Der Kater kommt erst nachher. Wenn sie ins Grübeln kommt und nicht einschläft, strapaziert sie nur unnötig ihre Nerven.«

Macabros nickte. Die hübsche Schwester ging an seiner Seite in den Gang zurück, in den die Türen des Operationssaales und des Behandlungsraums, wo sich Regina noch aufhielt, mündeten.

»Sie kann sehr schnell schläfrig werden«, fuhr Schwester Eva-Maria fort, »deshalb ist es besser, wenn Sie darüber Bescheid wissen. Werden Sie sie noch nach Hause fahren? Bitte, fassen Sie das nicht als falsche Neugierde auf. Aber wir glauben, daß es besser wäre, wenn sie so schnell wie möglich zur Ruhe käme. Vielleicht könnten Sie es ermöglichen, für sie heute Nacht ein Hotelzimmer in der Stadt zu nehmen.«

So kam es auch.

Macabros begleitete Regina Tärser in das nächste Hotel und nahm dort ein Zimmer für sie. Das Mädchen bekam alles nur noch zur Hälfte mit.

Das Medikament, das Dr. Hain ihr gegeben hatte, begann zu wirken.

Regina schlief auf der Couch ein. Macabros hinterließ eine schriftliche Notiz für sie und legte den Zettel so auf den Tisch, daß ihr Blick darauffallen mußte, sobald sie wach wurde.

*

Hellmark reagierte sofort.

Durch Antonia wußte er, daß deren Onkel nicht zu Hause war. Also mußte sich ein Fremder hier eingeschlichen haben, der allen Grund hatte, die Sicherung herauszuschrauben.

Björn wirbelte herum. Seine Rechte fuhr dem anderen an den Kragen. Der warf die Arme hoch und wollte in der Dunkelheit den Gegner abschütteln, vor dem er sich offensichtlich hatte verstecken wollen.

»Sieh' nach der Sicherung, Antonia!« sagte Hellmark. Er konnte sich jetzt ganz auf das Geschehen in dieser Wohnung konzentrieren, nachdem er seinen Ätherkörper Macabros aufgelöst hatte, der im Moment schwierig aufrechtzuerhalten war und der seine Funktion vorerst erfüllt hatte.

»Was ist denn los?« erklang Antonias erschreckte Stimme aus dem Dunkel.

Sie hörte die Geräusche aus dem Korridor, die entstanden, als der andere versuchte, dem eisernen Zugriff Hellmarks zu entkommen.

Doch der ließ nicht locker.

Er preßte den Unbekannten mit aller Kraft in die Ecke, in der er die Ankunft der beiden Menschen abgewartet hatte und hielt beide Arme fest.

Bewaffnet war der Eindringling offensichtlich nicht, und er mußte auch nicht mit der Ankunft Antonias und erst recht nicht mit der Hellmarks gerechnet haben.

Bei irgendeiner Tätigkeit hatten sie ihn überrascht, als der Fremde plötzlich merkte, daß sich Schritte der Wohnungstür näherten. Er hatte es wahrscheinlich gerade noch geschafft, die Sicherung herauszudrehen, um nicht sofort entdeckt zu werden. Aber seine Rechnung war trotz allem nicht aufgegangen.

»Ich glaub' wir haben Besuch«, bemerkte Björn. »Sieht geradeso aus, als ob dein Onkel dir diesmal nachspionieren würde. Hat er einen Detektiv engagiert?« Er wartete erst gar nicht die Antwort Antonias ab, die in der Dunkelheit hantierte und in hektischer Eile nach dem

Sicherungskasten suchte.

»Sind Sie Detektiv?« fragte Björn in die Dunkelheit.

Keine Antwort…

»Hat es Ihnen die Sprache verschlagen?« fuhr er fort.

Es schien so. Wieder keine Antwort. Der andere stieß nur hörbar die Luft durch die Nase.

Da knackte es. »Ich hab's!« rief Antonia, das Licht flammte auf.

Björn sah den Fisch, der zwischen seinen Händen zappelte. Es war ein älterer Mann mit einer Warze neben dem rechten Nasenflügel.

Dunkle, flinke Augen musterten Björn Hellmark. Der Mann war völlig verstört und aufgeregt.

»Ich hoffe, ich hab' keinen Fehler gemacht«, bemerkte Björn. »Das ist doch hoffentlich nicht dein Onkel Hans?« Er ließ den alten, zitternden Mann los, da er nichts zu befürchten brauchte. Dieser Mann war alles andere als ein gefährlicher Gegner.

Björn wußte jedoch, daß es nicht Leibold war. Den hatte er kennengelernt. Die Erfahrungen und Kenntnisse, die er mit seinem Doppelkörper machte, registrierte er in seinem Bewußtsein und verarbeitete sie.

»Wie kommt denn der hierher?« wunderte Antonia sich. Mit drei schnellen Schritten stand sie neben ihrem Begleiter. »Was wollen Sie?« fragte sie den Fremden.

»Ich bin ein Freund… von Herrn Leibold.« Der Schmächtige blickte auf Antonia, ließ seinen Blick über deren üppige Formen streichen und richtete seine Augen dann wieder auf Hellmark.

»Schön, das mag ja sein«, entgegnete das Mädchen. »Aber das ist noch lange kein Grund, daß Sie in seiner Wohnung Versteck spielen und die Sicherung herausdrehen…«

»Ich habe nicht… ich meine… ich wollte nicht«, er druckste herum und schien nicht recht zu wissen, wie er sich aus dieser für ihn offensichtlich peinlichen Situation herauswinden sollte.

Er klebte noch immer mit dem Rücken an der Wand.

Antonia riß die Augen auf. »Mir geht ein Licht auf«, kam es plötzlich über ihre Lippen. »Sie wußten, daß ich hierherkommen würde, nicht wahr?« wandte sie sich an den Alten.

»Ich… ja«, sagte er dann schnell.

»Alter Lustmolch.«

»Sie dürfen das nicht falsch verstehen, Fräulein Antonia. Ich darf hier ein und aus gehen. Ich habe sogar die Wohnungsschlüssel, hier…« Er griff schnell in seine Hosentasche und zog einen Schlüssel heraus.

»Und was wollten Sie hier?« Björn schaltete sich ein. Der andere versuchte sich herauszuwinden und glaubte überzeugend zu wirken. Aber das war er keinesfalls. Hellmark hinterging man so schnell nicht. Da mußte einer schon mit ganz anderen schauspielerischen Qualitäten

aufwarten.

»Etwas holen«, lautete die Antwort.

»Und was?«

»Das geht Sie nichts an! Das ist meine – und Leibolds Sache.«

»Und Sie glauben, daß wir Ihnen die Geschichte abnehmen? Der Schlüssel kann nachgemacht sein. Das ist eine Seite des Falles. Die zweite ist die Sache mit dem Licht. Warum haben Sie die Sicherung herausgedreht?«

Dafür fand der andere keine Erklärung.

Er stand noch immer so verkrümmt vor der Wand, wie Hellmark ihn losgelassen hatte. Den einen Arm hielt er gegen die Seite gepreßt.

»Was haben Sie denn da?« fragte Björn. Und ehe der andere sich versah, zog er ihm blitzschnell den Arm weg.

Es raschelte. Etwas fiel zu Boden. Ein Aktenhefter, aus dem engbeschriftetes Papier rutschte.

»Ich glaube, wir rufen doch die Polizei«, sagte Björn.

»Nicht die Polizei, bitte!«

»Sie haben gestohlen. Sie wollten dies aus der Wohnung mitnehmen. Wir sind Ihnen in die Quere gekommen.« Hellmarks Kombinationen waren hieb- und stichfest. »Antonia kommt wahrscheinlich sonst später nach Hause, vielleicht ist Ihnen auch entgangen, daß Samstag ist, und Sie waren sich Ihrer Sache sehr sicher, niemand in der Wohnung anzutreffen.«

»Nein, ich weiß, daß heute Samstag ist, gerade deshalb…« Er hielt schnell inne und zuckte zusammen, als hätte er schon zuviel gesagt.

»Sie fühlten sich sicher. Da hörten Sie Schritte auf der Treppe«, fuhr Björn unbeirrt fort und rekonstruierte wie ein Kriminalkommissar den Ablauf des Geschehens, wie er ihn sich vorstellte. »Rechtzeitig noch merkten Sie, daß sich diese Schritte der Wohnungstür Leibolds näherten. Sie fanden noch Zeit genug, die Sicherung herauszudrehen. Was Sie hier in der Wohnung gesucht haben, hatten Sie gefunden. Jetzt mußten Sie nur noch schnell verschwinden. Sie dachten, daß Antonia käme. In der dunklen Ecke harrten Sie der Dinge, die da kommen sollten. Sie rechneten damit, daß das Mädchen im Dunkeln zum Sicherungskasten mußte. Dazu mußte sie praktisch zum anderen Ende des Korridors. Dies wäre Zeit genug gewesen, heimlich nach draußen zu verschwinden. Aber ich war dabei. Das hat Ihren schönen Plan über den Haufen geworfen. Nun, ich bin nicht von der Polizei, es steht mir nicht zu, mir Gedanken über die ganze Angelegenheit zu machen. Ruf an, Antonia!«

»Nein, nicht die Polizei, bitte.« Wieder die gleiche Reaktion wie vorhin.

Er schien Angst zu haben.

Björn bückte sich. Sein Blick fiel auf das Geschriebene.

Protokoll einer spiritistischen Sitzung, stand auf dem einen Blatt. Totenbeschwörungversuch Nr. 3, auf einem anderen.

»Ich werde Ihnen alles erklären«, sprudelte es über die Lippen des Ertappten. »Aber lassen Sie die Polizei aus dem Spiel. Vorerst noch. Vielleicht ist es nämlich so, daß ich der Polizei einen Tip geben kann, was auf dem Hauptfriedhof von Grafenau wirklich passiert ist. Sie wissen es vielleicht. Die Sache mit dem Leichenraub.«

Er ging in die Hocke. Sein lederartiges Gesicht war voller Runzeln. Die Lippen waren kräftig ausgebildet. Sein Gesicht befand sich dicht vor Björn. »Wissen Sie«, fuhr er fort und senkte die Stimme. Er legte seine Hände gespreizt auf die herausgerutschten Papiere und schob sie zusammen. »Das mit den aufgebrochenen Gräbern… war wahrscheinlich Leibold. Aber das muß ich erst beweisen. Und kein Mensch darf erfahren, auf welche Art ich mir diese Beweise verschafft habe. Ich glaube jedoch, es ist wichtig, daß man bald erfährt, wie die Dinge zustande gekommen sind. Wichtig für uns alle. Leibold wollte die Toten rufen! Er hat etwas mit ihnen vor…«

Antonia Harter schluckte. »Ein Verrückter«, entfuhr esihr, und sie wich einen Schritt zurück.

*

Dieser Meinung war Björn Hellmark nicht.

Die Begegnung mit diesem Mann, der Franz Tschierner hieß, wie sich herausstellte, war für ihn ein Wink des Schicksals.

Es bereitete Hellmark keine Schwierigkeiten, Antonia davon zu überzeugen, daß er mit diesem Tschierner in Ruhe über die ganze Angelegenheit sprechen müsse. Er zog sich in das kleine Zimmer zurück, das Leibold sich als eine Art Bibliothek und Studierzimmer eingerichtet hatte.

Aus diesem Raum hatte Tschierner auch die Akte geholt.

Antonia kam noch mal zu ihnen herein. Sie brachte etwas zu trinken und zog sich dann ins Schlafzimmer zurück. Sie hoffte, daß diese unerwartete Sitzung nicht eine Ewigkeit dauerte.

Daß Björn Hellmark sich mit diesem Tschierner zusammensetzte, verwunderte sie zwar, aber sie machte sich keine Gedanken darüber und ging schlafen.

Inzwischen brach Björn weiter das Eis der ersten Kontaktaufnahme und ließ bei Tschierner durchblicken, daß er sich für okkulte Phänomene brennend interessiere. Er erfuhr, daß Tschierner ein Angehöriger des Zirkels war, mit dem Leibold arbeitete, um Kontakt zum Jenseits aufzunehmen. Aber nicht nur der Spiritismus hatte es Hans Leibold angetan. Er befaßte sich mit gefährlicheren Experimenten. Auf der Suche nach ungewöhnlichen Büchern war er in

einem speckigen Folianten auf eine zusammengefaltete Seite gestoßen, die aus einem anderen Buch stammte und die ein Unbekannter als Buchzeiger benutzt hatte.

Aber durch dieses Blatt war Leibolds Aktivität noch angestachelt worden.

Es handelte sich hier eindeutig um einen Auszug aus dem geheimnisvollen und gefährlichen Buch der »Chronik der Totenpriester«. Damit hatte er gearbeitet. Damit hatte er höllische Mächte zu seinen Diensten gerufen.

Eine Stunde verging, eine zweite…

Tschiener verlor seine Hemmungen dem jungen Mann gegenüber, und Björn erfuhr, daß Tschierner schon seit geraumer Zeit kein gutes Gefühl mehr hatte. Es zeigte sich, daß Leibold immer mehr allein arbeitete, daß er vom normalen Weg abging, den sie sich gesteckt hatten. Falls man hier überhaupt von normalen Vorgängen sprechen konnte. Als die Sache mit dem Leichenraub passierte, schaltete Tschierner. Er besorgte sich einen Abdruck vom Schloß der Wohnungstür Leibolds und ließ sich danach einen Schlüssel anfertigen. Er wußte, daß Leibold immer zum Wochenende unterwegs war, daß er sich nie Freunde einlud. Wo er sich da herumtrieb, wußte niemand. Aber Tschierner ahnte es, auf den Friedhöfen in der Umgebung.

Tschierner wußte auch, daß zum Wochenende regelmäßig Leibolds Nichte hierher in die Wohnung kam und übernachtete. Das war gegen Morgen, zwischen ein und zwei Uhr der Fall. Er, Tschierner, wartete die späten Abendstunden ab, um ungesehen in das Haus und in die Wohnung zu kommen. Aber daß Antonia ausgerechnet heute früher zurückkommen würde, damit hatte er nicht gerechnet.

Tschierner war es wichtig, die Unterlagen zu stehlen und eingehend zu studieren. Er war überzeugt davon, daß eine Gefahr von ihnen ausging. Und er hatte damit nicht mal so unrecht.

Hellmark sagte kein Wort von dem, was er als Macabros erfahren hatte.

Aufmerksam studierte er gemeinsam mit dem Ertappten die Unterlagen. Daraus ging eindeutig hervor, daß Leibold es gewesen war, der die beiden Leichen aus der Erde des Hauptfriedhofes herausholte. Mit beschwörenden Worten!

Und genau das gleiche hatte er mit dem Herrn der Toten vor. Durch welche Quelle er von dem Herrn der Toten wußte, ging aus den Niederschriften nicht hervor. Fest allerdings stand, daß dieser Mann, dem man diesen Namen aus welchen Gründen auch immer gegeben hatte, hier im Grenzgebiet wirklich gelebt hatte.

Die Chronik von Kumberg wurde erwähnt.

Hier hatte er die entscheidenden Hinweise verfolgen und ergänzen

können.

Mit dem Herrn der Toten hatte er etwas vor. Ihn wollte er zurückholen – und alles über das Jenseits und das Reich der Toten erfahren.

Das genaue Ritual war erwähnt. Dazu gehörten die magischen Worte, eine genau umrissene Symbolik und körperwarmes Blut.

All dies las sich wie ein Horror-Roman.

Das Gespräch zwischen den beiden Männern verstummte eine ganze Zeitlang. Jeder las, jeder hing seinen Gedanken nach. Tschierner fuhr sich immer wieder nervös mit einer Hand durch sein schütteres Haar, während Hellmark wie zu Stein erstarrt da saß. Die Gewißheit, daß Molochos oder einer seiner Dämonendiener in der Person Hans Leibolds einen eigensinnigen und starken Mitstreiter gefunden hatten, und daß Leibold durch sein Verhalten und seine Experimente tödliche Gefahr hervorrief, wurde immer stärker in ihm.

Es wurde zwei Uhr nachts, es wurde drei…

Wie im Flug verging die Zeit.

Von Antonia hörte man nichts mehr. Die schlief längst, nachdem sie gegen eins noch gehofft hatte, daß Björn vielleicht doch noch käme.

Die Leiboldschen Unterlagen hatten es in sich.

Die Stadt der Toten wurde erwähnt, aber damit schien Leibold selbst nicht viel anzufangen gewußt haben. Hinter diesem Begriff stand ein Fragezeichen, und das Leichenlabyrinth war angeführt. Aber auch das sagte ihnen nichts.

Hellmark ahnte, daß hier einiges im Busch war. Es sah ganz so aus, als wäre er zum rechten Zeitpunkt hierhergekommen.

Einiges konnte er sich nun besser vorstellen, anderes aber erschien dafür um so rätselhafter.

Jetzt, da er durch die Niederschriften Leibolds einige Vorgänge in einem helleren Licht sah, fragte er sich, wie Leibold es bewerkstelligt hatte, noch ein Opfer zu finden, um das gefährliche Experiment durchzuführen.

Was er als Macabros auf dem Dorffriedhof in Kumberg gesehen hatte, sprach für sich.

Leibold hatte sein Opfer gefunden. Auf welche Weise? Wo steckte Leibold jetzt? War er mit dem Herrn der Toten gegangen, um einen Blick in die Stadt der Toten oder in das Leichenlabyrinth zu werfen, wofür er sich so sehr interessiert hatte?

Hellmark war noch auf Vermutungen angewiesen.

Als es fünf Uhr war und der Morgen dämmerte, verließ Tschierner todmüde die Wohnung. Er nahm alle Unterlagen mit. Björn bat ihn darum. Tschierner sollte sie gut verwahren und niemand zugänglich machen.

Auch Björn sah abgespannt und übernächtigt aus.
Aber viel Zeit sich noch auszuruhen, blieb ihm nicht.
Was in dieser Nacht in Kumberg geschehen war, das mußte er wissen. Es ging ihn etwas an. Kaum daß Franz Tschierner die Tür leise hinter sich ins Schloß gezogen hatte, konzentrierte Hellmark sich auf die Fähigkeit seiner Verdoppelung. Er brachte sie nicht zustande. Seine Kräfte ließen ihn im Stich. Das war nicht verwunderlich. Ein paar Stunden Schlaf konnten hier Wunder wirken.
Er schaltete ab und versuchte die Dinge zurückzudrängen, die immer wieder Eingang in seine Überlegungen fanden.
Es gelang ihm. Eine Art autogenes Training, dem er sich oft unterzog, half ihm über die Klippen hinweg.
Meditierend saß er eine ganze Stunde lang auf dem Stuhl, allein im Zimmer. Die Sonne hinter den Vorhängen kroch höher.
Fünf Minuten nach sechs Uhr erhob er sich.
Er warf einen Blick ins Schlafzimmer.
Wie eine große, schöne Puppe lag Antonia im Bett. Sie würde sicher enttäuscht sein, wenn sie aufwachte und feststellte, daß sie allein geschlafen hatte.

*

Björn fand auf Anhieb ein Taxi. Damit ließ er sich in das dem »Bayrischen Hof« angegliederte Hotel bringen. Hier hatte er ein Zimmer gemietet.
Das suchte erjetzt auf. Er zog sich aus, duschte, rasierte sich und nahm dann als erster Gast an diesem Morgen sein Frühstück ein.
In der Garage stand ein orangefarbener Lamborghini, mit dem er nach Grafenau gekommen war. Den Wagen hatte er in der letzten Nacht stehenlassen, da der Alkoholspiegel in seinem Blut sicher höher gewesen war, als die Polizei erlaubt hätte.
Björn fuhr zum Polizeirevier. Es war immer besonders schwierig für ihn, zu den maßgebenden Herren vorgelassen zu werden. Er konnte keine Empfehlungen vorweisen. Er war Björn Hellmark, ein Mann mit einem besonderen Schicksal und einem besonderen Wissen. Aber das konnte er niemand unter die Nase reiben.
Es kam jetzt darauf an, die Polizeibehörden so schnell wie möglich auf das Geschehen in Kumberg aufmerksam zu machen.
Vielleicht lag auch schon eine Meldung vor. Doch das würde sich sicher schnell in Erfahrung bringen lassen.
Björn parkte seinen Lamborghini neben einem Polizeifahrzeug. Mit federnden Schritten lief er die breiten Stufen empor und trat wenig später durch die Tür. Aus der Presse wußte er, wer den Fall bearbeitete.

Kommissar Gerlich war für die Sache mit dem Leichenraub zuständig. Doch Gerlich war noch nicht im Haus. Die Abteilung war dennoch besetzt, mit einem jungen, sympathischen Beamten, den Björn kurz entschlossen ansprach.

Hellmark lag daran, die Polizeikräfte zu aktivieren, um zu verhindern, daß durch das Geschehen in der letzten Nacht, das zweifelsohne erst der Auftakt zu einem weitaus schlimmeren Geschehen war, Unschuldige in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Für ihn, der mit außergewöhnlichen Dingen vertraut war, der eine Antenne für diese Dinge hatte, stand fest, daß der große Sturm noch bevorstand.

Hellmark gab sich als Schriftsteller aus, der sich für okkulte Phänomene und ungewöhnliche Ereignisse interessierte und ein Buch davon zusammenzustellen gedachte.

Das wirkte. Damit ließ sich etwas anfangen. Seine charmante und kluge Art zu plaudern, waren ein weiteres Plus, daß man ihn anhörte.

Hellmark wollte gern Näheres über den Leichenraub erfahren und wissen, ob neue Faktoren hinzugekommen waren, ob es schon Spuren gab, die auf einen bestimmten Täter hinwiesen. Dabei hätte er zum gegenwärtigen Zeitpunkt seinem Gesprächspartner selbst mehr sagen können als der ihm. Aber damit hätte Björn sich verdächtig gemacht. Das konnte er sich nicht leisten. Er mußte vorsichtig manövrieren.

Es kam ihm im Augenblick nur darauf an, hier im Revier anwesend zu sein, wenn der Anruf kam.

Von diesem Anruf wußte der junge Beamte noch nichts. Er konnte nicht ahnen, daß in diesem Moment dreißig Kilometer weiter ein Mann, der Hellmark aufs Haar glich, von einer Telefonzelle aus die nächste Polizeidienststelle anrief. Und die saß in Grafenau. In Kumberg gab es keine Station.

Kurz darauf wurde der junge Beamte mit der Zentrale verbunden. Er erfuhr, daß ein anonymer Anrufer sich gemeldet und von mehreren aufgebrochenen Gräbern auf dem Dorffriedhof in Kumberg berichtet hätte.

»Na, Sie haben vielleicht ein Glück«, sagte Geruchs Assistent.

»Glück, wieso?« fragte Hellmark verwundert, dabei wußte er genau, was los war.

Das Spiel geriet in Bewegung.

»In Kumberg wurden Gräber aufgebrochen. Das ist doch was für Sie. Darum müssen wir uns kümmern. Wenn Sie mitkommen, eine Bitte: Behalten Sie's noch für sich. Die Entscheidung liegt bei Gerlich, ob er was frei gibt. Aber Material läßt er Sie sicher sammeln.« Der Assistent informierte seinen Vorgesetzten von der neuen Situation, und Kommissar Gerlich war innerhalb von zehn Minuten im Revier.

Björn lernte ihn als einen wortkargen, ernsten Mann kennen. Er

trug das Haar kurz geschnitten, sein ganzes Wesen hatte irgendwie einen militärischen Anstrich.

»Schön, dann sehen wir uns den Friedhof mal an. Muß nur noch schnell zu Hause anrufen, daß ich zum Mittagessen nicht komme.«

Björn Hellmark hatte durch seinen Anruf als Macabros den Stein ins Rollen gebracht. Er löste seinen Doppelkörper umgehend wieder auf, um seine Kräfte nicht unnötig zu strapazieren. Bevor die Kolonne losfuhr, traf ein zweiter Anruf ein. Diesmal von einem Bewohner Kumbergs. Der Bauer Mayer meldete der Polizei, daß es in der Nacht im Haus des Ehepaars Koller offenbar zu einem Überfall gekommen sei.

Alois Koller war verschwunden, Fenster und Türen waren mit Gewalt eingedrückt, und Martha Koller war schwerverletzt unter einem Holzstoß hinter dem Haus gefunden worden. Sie sei noch sehr schwach, hin und wieder jedoch käme sie kurz zu sich.

»Allerdings scheint sie zu phantasieren«, fuhr Mayer fort. »Sie redet immer wieder von vielen Toten, die durchs Haus gingen und die ihren Mann mitgenommen hätten.«

*

Diese Mitteilung war eigentlich nur für Gerlichs Ohren gedacht. Doch der Bauer am anderen Ende der Strippe war so aufgeregt und redete so laut, daß selbst Björn, der drei Schritte vom Schreibtisch mit dem Telefonapparat entfernt stand, noch jedes Wort verstand.

Gerlich kaute auf seiner Unterlippe herum. »Sie haben gehört, was da angeblich passiert sein soll«, wandte er sich an den Gast. »Können Tote marschieren?«

»Ich würde sagen, ja.«

»Hm«, brummte Gerlich. »Ich würde sagen, nein. Es widerspricht den Naturgesetzen.«

»Es kommt ganz darauf an, wer unter welchen Naturgesetzen steht«, entgegnete Björn.

»Wir werden sehen. Ich denke, wir unterhalten uns dann noch mal an Ort und Stelle, Herr Hellmark. Da Sie Fachmann für okkulte Vorgänge sind, werden Sie mir sicher mit Rat und Tat zur Seite stehen.« Der Anflug eines Lächelns spielte um seine schmalen Lippen, und Gerlich könnte nicht verhindern, daß seine Stimme leicht sarkastisch klang.

Er hielt das Ganze für einen ausgemachten Unfug. Irgend jemand hatte sich da einen makabren Scherz erlaubt, um die Vorgänge in Grafenau noch in den Schatten zu stellen.

Er warf einen Blick auf Hellmark und hätte gern gewußt, was jetzt hinter der hohen, glatten Stirn dieses jungen Mannes vorging.

Hellmark wirkte seltsam ernst und nachdenklich. Er hatte allen Grund dazu. Aber das wiederum konnte Otto Gerlich nicht ahnen.

*

Als sie wach wurde, begriff sie im ersten Moment nicht, wo sie sich eigentlich befand.

Sie lag angezogen auf dem Bett?

Nein, es war kein Bett. Es handelte sich um eine breite Couch, und jemand hatte sie mit einer Wolldecke zugedeckt.

Es dauerte drei Minuten, ehe ihr klar wurde, daß sie in einem Hotelzimmer lag, aber sie begriff nicht, wie sie hierhergekommen war. In ihrer Erinnerung klaffte eine Lücke.

Regina Tärser sah ihre verbundenen Arme und die Hand, die sie im Verband trug.

Das Erlebnis von letzter Nacht! Jetzt fiel es ihr wieder ein. Aber sie dachte nicht mehr in panischem Schrecken daran. Sie war frisch und ausgeruht.

Sie mußte an Hellmark denken. Dieser Mann hatte ihr das Leben gerettet. Sie erinnerte sich daran, daß er mit ihr nach Grafenau in das Krankenhaus gefahren war.

Reginas Augen wurden schmal. An die Fahrt konnte sie sich allerdings gar nicht so genau erinnern. Wahrscheinlich hatte sie geschlafen.

Sie erhob sich. Ihr Kleid war zerrissen. Sie lächelte. Mit dem Saum hatte Hellmark ihr die Wunden verbunden.

Das Mädchen ging zum Fenster und warf einen Blick hinaus auf die Straße. Die Sonne schien, der Himmel war strahlend blau.

Regina Tärser machte sich etwas frisch, so gut es ihr mit einer verbundenen Hand möglich war. Es wurde eine Katzenwäsche, aber das störte sie nicht.

Dies war nur ein vorübergehender Zustand. Schlimmer wäre es gewesen, tot zu sein.

Als sie aus dem Bad kam, entdeckte sie erst den Zettel auf dem Boden vor der Couch.

Liebes Fräulein Regina, las sie. Ich glaube, es war besser so, Sie in Ihrem Zustand nicht mehr nach Kumberg zurückzubringen. Ich hoffe, das Zimmer gefällt Ihnen. Wenn es Ihnen Freude macht, bleiben Sie noch ein paar Tage hier und ruhen Sie sich aus. Das Zimmer ist für zwei weitere Tage im voraus bezahlt. Ich bin überzeugt davon, daß wir uns noch mal wiedersehen. Alles Gute! Ihr Björn Hellmark.

Sie faltete den Zettel zusammen und blickte nachdenklich auf einen imaginären Punkt.

Es machte ihr nichts aus, in dem nicht gerade salonfähigen Kleid

die Rückfahrt nach Kumberg anzutreten. Ebensowenig machte es ihr etwas aus, in diesem Aufzug nach unten in den Frühstücksraum zu gehen. Mochten andere Gäste denken, was sie wollten! Sie lebte, hatte die Schrecken der Nacht überwunden, und jetzt im Tageslicht kam ihr alles vor wie ein böser Traum.

Aber die Verbände bewiesen, daß alles doch Wirklichkeit war.

Das Rasseln des Zimmertelefons riß sie aus ihren Gedanken.

Regina meldete sich.

Der Portier gab ihr zu verstehen, daß soeben ein Paket hier für sie abgegeben worden sei.

»Ein Paket? Für mich?« fragte Regina erstaunt. Sie hielt dies für einen Irrtum.

»Sie sind doch Fräulein Tärser, Regina Tärser, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann stimmt es. Ich schicke sofort das Zimmermädchen hoch.«

Das dauerte noch nicht mal eine Minute. Dann wurde an die Tür geklopft.

Regina öffnete. Das Paket war lang und schmal. Boutique Nicole stand in großen, verschnörkelten Buchstaben darauf.

Ein Zettel hing daran. Für Fräulein Regina Tärser, Hotel Zur Post.

Das stimmte. Sogar die Zimmernummer war in Klammern angegeben.

Die Grafikerin nahm das Paket entgegen. »Einen Moment, bitte!« rief sie noch. Sie zog ihre Handtasche vom Sessel und nahm aus dem Seitentäschchen ein Zweimarkstück, das sie dem Mädchen in die Hand drückte. Die Überbringerin bedankte sich, machte jedoch keine Anstalten, zu gehen. »Ich soll warten, bis Sie es anprobiert haben«, sagte sie. »Die Dame von der Boutique wartet unten. Sie wird das Paket sofort wieder mitnehmen und die Ware umtauschen, wenn sie nicht passen oder gefallen sollte. Der Herr, der den telefonischen Auftrag gegeben hat, habe darauf bestanden.«

Regina zuckte die Achseln. »Wenn das nur kein Irrtum ist.«

Sie öffnete schnell das Paket. Ein Kleid lag darin, bunt gemustert, in Schnitt und Form von der Art, wie sie es liebte.

Hellmark, ging es ihr siedendheiß durch den Kopf.

Das also war's!

Er wollte nicht, daß sie mit dem zerrissenen Kleid den ganzen Tag herumlief.

Regina eilte ins Bad und zog ihr Kleid aus. Das war nicht ganz einfach nur mit einer Hand. Es dauerte einige Zeit.

Sie probierte das neue an.

Es paßte wie angegossen. »Er hat das richtige Augenmaß«, murmelte sie, und ein verschmitztes Lächeln lag um ihre Lippen.

Regina trat aus dem Bad. Die Tür zum Korridor stand noch immer

offen. Dort wartete das Zimmermädchen. »Sagen Sie der Dame, daß ich es behalte. Es ist gut ausgewählt. Ich hätte bestimmt kein anderes genommen.«

Der Mann, der sich für dieses Kleid entschieden hatte, bewies Geschmack und Einfühlungsvermögen und hatte die Eigenart der Trägerin berücksichtigt. Dieser Hellmark war ein hervorragender Psychologe. »Moment noch«, rief sie dem Mädchen nach, das verschwinden wollte. In der großen Schachtel mußte doch eine Rechnung liegen! Aber da lag keine.

Das Mädchen winkte ab. »Es ist keine Rechnung dabei. Die Dame sagte, daß alles bezahlt sei.«

»Aber das ist doch… das kann ich doch nicht annehmen – es kommt nicht in Frage, daß…«

Regina Tärser geriet aus der Fassung.

*

Fünf Minuten später war die Malerin im Frühstücksraum.

Der Portier wunderte sich, daß sie allein kam. Das war ihm nicht ganz geheuer. In den Hotels passierte heute soviel. Er hatte den Begleiter der jungen Dame nicht aus dem Hotel gehen sehen – und doch war er angeblich nicht im Zimmer oben?

Kaum saß Regina vor ihrem Frühstück, da machte er sich selbst die Mühe, mit dem Lift nach oben zu fahren und einen Blick in das gemietete Zimmer zu werfen. Da war niemand. Er schaute sogar ins Bad und unters Bett. Auch Spuren von Blut waren nicht vorhanden.

Man konnte nie wissen…

Aber sein Verdacht wurde durch nichts bewiesen.

Er war recht schweigsam und dachte darüber nach, daß er vielleicht doch übersehen hatte, wie der Begleiter von Regina Tärser das Hotel verließ. So etwas konnte schließlich auch vorkommen.

Aber was sollte es! Die Rechnung war im voraus bezahlt. Der Endbetrag war mit der Vorlage einer American-Express-Karte beglichen worden.

Und dann blieb diese Regina Tärser nicht mal! Sie schien es sehr eilig zu haben, ihr Frühstück hinter sich zu bringen.

Das hing mit den Abfahrtszeiten der Züge zusammen.

Ein Blick in den Taschenfahrplan, den sie stets in der Handtasche bei sich trug, zeigte ihr, daß der nächste Zug erst wieder am späten Nachmittag fuhr. Das paßte ihr nicht. So nahm sie den, der um zehn Uhr siebzehn fuhr.

Das Taxi brachte sie auf dem schnellsten Weg zum Bahnhof, und sie erreichte den Zug gerade noch.

Aufatmend ging sie durch den Gang. Die meisten Abteile waren

nur mit einer Person besetzt, höchstens mit zwei. Sie suchte eins, das völlig leer war. Sie wollte allein sein.

Regina Tärser blickte durch die Glastür in ein Abteil.

Dort saß eine Frau, die hob den Kopf und wandte ihr das Gesicht zu.

»Antonia!« Regina Tärser schüttelte den Kopf.

Sie zog die Tür auf. Die Serviererin erhob sich.

Die Freude der beiden Freundinnen, die sich so unerwartet hier trafen, war groß.

»Ja, was machst du denn hier?« Antonia Harter konnte es nicht fassen, der Freundin hier zu begegnen.

»Zufall… Oder Schicksal…«

Sie wollte noch etwas sagen. Aber Antonia fiel ihr ins Wort und erkundigte sich nach den Verletzungen, wo und wie sie dazu gekommen sei?

»Das ist eine lange Geschichte. Aber du mußt mich endlich auch mal ausreden lassen.« Regina Tärser erzählte diese Geschichte.

Antonia Harters Augen wurden immer größer.

»Das darf nicht wahr sein«, sagte sie mal, suchte in ihrer Handtasche und holte eine frische Zigarettenschachtel hervor, die sie aufriß. Sie bot Regina ein Stäbchen an, steckte sich dann selbst eine zwischen die Lippen und flammte die Zigaretten an.

»Wie heißt denn dieser großartige Wohltäter?« fragte sie zwischen zwei Zügen.

»Ein phantastischer Mann«, geriet Regina wieder ins Schwärmen. »Björn Hellmark!«

Antonia Harter hustete. Ihr fiel die Zigarette aus dem Mund und die Augen fast aus dem Kopf. »Sag das noch mal!« sagte sie heiser.

»Björn Hellmark. Jetzt habe ich’s noch mal gesagt. Kennst du ihn etwa?«

Antonia atmete tief durch. »Und wann soll das gewesen sein – gestern abend mit dem Überfall?« stellte sie eine Gegenfrage, ohne auf die letzten Worte der Freundin einzugehen.

Regina gab genau die Zeit an. »Es war gegen elf.«

»Ich werd’ verrückt!« entfuhr es Antonia. Und die Grimasse, die sie dabei schnitt, ließ das tatsächlich befürchten. »Um elf Uhr hab’ ich mit Björn Hellmark getanzt.«

»Dann hatte dein Kavalier zufällig den gleichen Namen?«

»Es war genau der Mann, wie du ihn mir beschrieben hast! Ich habe mich schon auf die Nacht gefreut. Als ich heute morgen aufwachte – lag ich allein im Bett. Nach dem Zwischenfall heute nacht muß Hellmark die Auseinandersetzung mit Tschierner mir vorgezogen haben.« Sie erzählte, was sich in der Wohnung ihres Onkels zugetragen hatte und griff dann noch weiter aus: »Dein Hellmark kann

also unmöglich mein Hellmark gewesen sein! Komische Geschichte, das! Ich lach' mich tot. Björn Hellmark war seit halb neun im 'Bayrischen Hof. Er hat fast keinen Tanz mit mir ausgelassen.«

»Da hat sich doch einer einen Witz erlaubt.«

Antonia holte eine grüne Brieftasche aus ihrer Handtasche und entnahm ihr ein farbiges Foto. »Eine Polaroid-Aufnahme«, erklärte sie. »Die wurde gegen halb zwölf in der letzten Nacht gemacht. Da haben wir gerade eine Tanzpause eingelegt und unsere Drinks genossen. Ich hab' einen Bekannten gebeten, eine Aufnahme von uns zu schießen. Das ist mein Björn Hellmark!«

Regina nahm das Bild entgegen. Ihre Mundwinkel klappten herab. Das war Hellmark, kein Zweifel!

»Ein komischer Traum«, meinte die junge Malerin mit schwerer Zunge. »Eigentlich Zeit, daß wir beide aufwachen. Kneif mich mal in den Arm, Antonia!«

Es tat weh, und Regina verzog das Gesicht.

»Zwei Hellmarks zur gleichen Zeit?« stellte die kleine Serviererin aus dem Dorfwirtshaus von Kumberg die Frage. »Da ist doch etwas faul. Entweder wir sind beide verrückt – oder wir hatten das Glück, an ein Zwillingspaar zu geraten.«

»Und beide haben den gleichen Vornamen?« fragte Regina zweifelnd.

»Das ist komisch, stimmt. Höchstens«, fiel ihr da plötzlich etwas ein, »könnte es so sein, daß einer sich für den anderen ausgab.«

»Das wäre eine Erklärung. Aber warum sollte er?«

»Keine Ahnung, da bin ich überfragt. Aber unsere Geschichten stecken schon voll mit Unwahrscheinlichkeiten, daß es auf die eine auch nicht mehr ankommt, oder?«

Da hatte Antonia recht. Eine Erklärung gab es für das alles nicht.

*

Otto Gerlich interessierte sich zuerst für Martha Koller. Er hoffte, die alte Frau sprechen zu können. Doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Martha Koller lag in tiefer Bewußtlosigkeit.

Der Arzt, der inzwischen aus einem Nachbardorf gekommen war, hatte seine Bedenken. »Es sieht schlecht aus«, meinte er. »Es grenzt an ein Wunder, daß sie überhaupt noch am Leben ist, daß sie diesen Sturz und die Aufregung überstanden hat.«

Er wartete auf den Krankentransport. Martha Koller war böse zugerichtet, die Rippen gequetscht, eine angeknackst, der rechte Oberschenkel gebrochen. Der Arzt verabreichte herz- und kreislauffördernde Mittel. »Das Herz ist sehr schwach«, konstatierte er.

»Ich glaube kaum, daß sie es übersteht.«

Gerlich ließ sich die Anschrift des Krankenhauses geben, in das Martha Koller gebracht werden sollte. Er wollte dort noch mal vorsprechen, wenn die alte Frau zu sich kam. Durch sie erhoffte er sich Aufklärung darüber, was in der Nacht wirklich passiert war.

Mit seinen Leuten sah er sich im ganzen Haus um und nahm den Umfang der Zerstörungen auf. Alois Koller hatte man entführt. Einen alten Mann von dreiundsiebzig Jahren!

Hier kam er nicht weiter. Er begriff den Vorgang nicht. Alles war so unlogisch.

Dies war kein normaler Einbruch. Nichts fehlte. Am ehesten noch würde die Zerstörung auf das Verhalten einer Rockerbande schließen lassen, die in sinnloser Wut hier eingedrungen war. Aber selbst dieser Gedanke hatte einen kleinen Schönheitsfehler. Die Tür war mit Gewalt aufgebrochen worden, und im äußersten linken der drei zur Straße liegenden Fenster fehlten die Scheiben.

Ein Tisch war umgekippt, eine ausgeschüttete Weinflasche lag Unterhalb der Fensterbank, aber das war auch alles.

Dann gingen sie gemeinsam zum Friedhof. Das war ein Fußweg von nicht mal fünf Minuten.

Der Wagenpark blieb in unmittelbarer Nähe des Koller-Hauses zurück.

Das Tor zum Friedhof war nur angelehnt. Die Männer, insgesamt fünf mit Björn Hellmark, liefen durch den breiten Hauptweg.

Schon von weitem sahen sie die Verwüstungen.

»Das gibt es doch nicht!« entfuhr es Gerlich.

Was er hier sah, übertraf das, was er eigentlich nicht erwartet hatte.

Sie untersuchten nicht nur die aufgebrochenen Gräber, sondern auch die Stellen, wo nach dem Plan überhaupt keine Toten gelegen haben konnten. Hier, ganz hinten in der Ecke, die durch eine uralte Buche besonders gekennzeichnet war, hatte es nie Gräber gegeben.

Und doch war der Boden aufgewühlt. Offensichtlich von innen heraus. Es sah so aus, als wären geheimnisvolle, unterirdische Tiere an die Oberfläche gekrochen.

Gerlich scheute sich offenbar davor, »Tote« zu sagen. Er wehrte sich dagegen zu glauben, daß sich hier Leichen in die Welt zunickgebuddelt hatten.

Das war doch blanker Unsinn!

Seltsame Gerüchte kamen auf.

Hin und wieder drang etwas an seine Ohren. Die Bewohner des Dorfes ließen es sich nicht nehmen, sich unmittelbar am Friedhof oder darauf zu versammeln und den unheilvollen Vorgang ausgiebig zu besprechen.

Viele Menschen sahen angsterfüllt aus.

Einige standen in Gruppen beisammen, ein paar ganz Mutige warfen Blicke in die aufgeworfenen Gruben, in denen verschobene, quergestellte oder umgekippte Särge lagen. Einige Totenkisten waren schon so alt und morsch, daß sie förmlich auseinander fielen. Und wo das Holz nicht mehr hielt und die verrosteten Sargnägel, da quollen auch die Gebeine ins Freie. Wahllos verstreut lagen sie zum Teil herum.

Manche Gruben waren tiefer, als man sie gegraben hatte. Das bewies, daß es in tiefer liegenden Erdschichten schon Gräber gab, noch ehe offiziell eine Leiche beigesetzt wurde.

Der Totengräber des Ortes, der zugleich Schreiner war und die meisten der letzten Särge angefertigt hatte, war Gerlich eine große Hilfe. Der Kommissar fragte ihn viel.

Björn Hellmark spielte scheinbar eine Statistenrolle. In Wirklichkeit aber nahm er alles sehr genau in sich auf.

Für ihn gab es keinen Zweifel mehr daran, daß der Vorfall im Haus der Kollers mit dem nächtlichen Geschehen auf diesem Friedhof zusammenhing.

Aber für Gerlich waren dies immer noch zwei verschiedene Vorfälle.

Für ihn existierte nichts Außergewöhnliches.

Hier waren ein paar Betrunkene oder Wahnsinnige tätig geworden. Es würde sich alles als ganz harmlos herausstellen.

Von den Leichen, deren Gräber eindeutig zu identifizieren war, fehlte auf jeden Fall keine. Nach einer Liste, die der Totengräber inzwischen beschafft hatte, wurden die Särge wieder in die Gruben gelegt, die zu den Aufschriften auf den Kreuzen und Grabsteinen paßten.

Viele Hände wurden tätig.

Aus dem Gerätehaus wurden Spaten und Rechen geholt. Einer von Gerlichs Begleitern war nur damit beschäftigt, Aufnahmen zu machen, um das Ausmaß der Verwüstung festzuhalten.

Die Beamten versuchten aus den Spuren Rückschlüsse zu ziehen. Es lief alles auf das hinaus, was auch Gerlich ins Konzept paßte.

Und dann fand man den Alten!

Er lag ausgeblutet in einem Erdloch, das fast völlig wieder zusammengerutscht war und das Gerlich – im Gegensatz zu den gewöhnlichen Gräbern – absichtlich noch mal ausheben ließ, um sich einen Eindruck von der Tiefe der Gruft zu machen.

Dieser Mann war noch keine vierundzwanzig Stunden tot.

Geronnenes Blut bedeckte seinen dunklen Anzug. In der linken Brusttasche des Jacketts fand sich eine Brieftasche, darin steckten Fahrzeug- und Ausweispapiere.

»Ein Mord«, sagte Gerlich knapp. Und mit einem Mal glaubte er zu verstehen, wie alles zusammenhing. Jetzt ergab das Ganze auch einen Sinn.

Der oder die Täter hatten sich das fein säuberlich ausgedacht. Sie brachten den alten Mann um, gruben ein Loch und warfen ihn hinein, und um alles völlig verwirrend zu gestalten, rissen sie auch noch andere Gräber auf und zerrten die Särge nach oben. Es mußten mehrere Täter sein. Einer allein konnte dies unmöglich getan haben.

Wie war dieser alte Mann, der den Papieren nach Ferdinand Graubert hieß und aus Regensburg stammte, hierhergekommen?

Das Rätsel war schnell gelöst.

In einer Senke hinter der nördlichen Friedhofsmauer fanden zwei Kumberger das Auto des Toten, dem man die Schlagader geöffnet hatte, um ihn umzubringen.

Aber auch die Stichwunde oberhalb der Nasenwurzel entging den recherchierenden Beamten nicht. Diese Verletzung mußte noch vor dem öffnen der Schlagader erfolgt sein. Gerlich schickte einen seiner Männer davon, der mit der Dienststelle in Grafenau telefonieren sollte. Otto Gerlich hielt es für angebracht, den Polizeiarzt zu Rate zu ziehen.

Das Fahrzeug Grauberts war absichtlich in die Senke gefahren worden. Gerlich sah sich den alten, klapprigen Wagen an, konnte aber nichts Besonderes an ihm feststellen.

Und der Kommissar erlebte noch eine dritte Überraschung. Die war dazu geeignet, ihn aus der Fassung zu bringen.

In einer anderen Grube, wo normalerweise kein Grab gewesen war und die man aushob, um festzustellen, weshalb sie eigentlich so tief war, fand man einen Menschen, der nicht hierher auf den Kumberger Dorffriedhof gehörte.

Die Kleider des unbekannten Mannes waren zerrissen und blutbesudelt. Das Fleisch war ihm in großen Flächen vom Leib gelöst. Es sah scheußlich aus, als hätten Ratten ihn angefallen.

»Jetzt schlägt's dreizehn«, sagte Gerlich nur, als man ihn zurückholte und den grausigen Fund zeigte.

Ein zweiter Mord?

Alles sprach dafür.

Doch wer der Mann war, ließ sich nicht so schnell feststellen. Er trug keine Papiere bei sich.

Am Ringfinger der linken Hand entdeckte man einen Goldring mit Initialen.

»HL« ergaben die goldenen Buchstaben.

Hans Leibold! Björn wußte es sofort.

*

»Das Ganze hier ist doch das reinste Schauspiel für Sie«, sagte Gerlich neben ihm.

Hellmark blickte flüchtig auf. »Wie meinen Sie das, Kommissar?«

»Wenn Sie über Ihre Erlebnisse einen Bericht schreiben, reißen Ihnen die Verleger die Story förmlich aus der Hand. Das ist doch die Sensation des Jahres! Und dann noch eine Tatsache! Und Sie waren zuerst an Ort und Stelle. Sieht ja fast so aus, als hätten Sie etwas davon gewußt, Herr Hellmark.« Er sagte es in einem Tonfall, der Björn hellhörig werden ließ. »Was halten Sie denn von der Leiche hier?«

»Sieht böse aus.«

»Sie drücken sich gewählt aus. Ich habe mal einen Film über Kannibalismus gesehen. Das trifft die Sache eher. Finden Sie nicht auch?«

»Es waren die Leichen, Kommissar.« Hellmarks Stimme klang ruhig und selbstbewußt.

»Ah, ich verstehe. Die haben diesen Mann angefallen und angenagt?«

»Ja.«

Hellmark blickte sich in der Runde um. »Fragen Sie die Leute, Kommissar. Mit diesem Friedhof hat es etwas Besonderes auf sich.«

»Ein Friedhof ist ein Friedhof.«

»Hier wurde ein Mann namens Josef Burger begraben. Das liegt ein Jahrhundert zurück. Als wir uns heute morgen sprachen, habe ich Ihnen erzählt, daß ich ein seltsames Hobby habe. So ist es nicht verwunderlich, daß ich auch die Sache mit Burger weiß.«

»Sie werden sich wundern, aber ich weiß auch etwas von Burger. Und zwar aus der Kriminalgeschichte. Danach soll er rund achtzig Menschen in den Tod geführt haben. Auch das liegt ein Jahrhundert zurück.«

»Eben um diesen Burger handelt es sich. Man nannte ihn auch den Herrn der Toten. Burger ist zurückgekommen und mit ihm viele andere. Denken Sie daran, was Martha Koller von sich gab, als sie kurz zu sich kam! In ihr Haus waren Tote eingedrungen. Woher kommen diese Toten? Von hier! Einer hat sie zurückgerufen.«

Hellmark ahnte, was passiert war, er glaubte auch zu wissen, weshalb man Leibold so zugerichtet hatte. Etwas war schiefgegangen. Leibold hatte mit aller Gewalt in der letzten Nacht zu einem Erfolg kommen wollen. Jahre hatte er auf diesen Augenblick gewartet, nun wollte er nicht länger warten. Er hatte das Blut des Alten genommen und den Herrn der Toten in der Walpurgisnacht gerufen, der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni!

Aber Leibold hielt sich nicht an die Forderungen, die an ihn gestellt worden waren. Er gab sich mit einem Ersatzstück zufrieden.

War er deshalb so schlimm zugerichtet worden?

Wenn es um Dinge ging, die jenseitige Mächte verursachten, dann ereigneten sich oft Situationen, die nach menschlichem Verstand und Ermessen nicht mehr als logisch bezeichnet werden konnten.

Warum Leibold zum Handwerkszeug geworden und schließlich ausgenutzt worden war, darauf ließ sich keine klare Antwort geben.

Hatte man sein Leben gebraucht? Hatte man esaus seinem Körper herausgesogen? Mit seinem Blut, seinem Fleisch – symbolisch übernommen? Nur eine Kulthandlung? Eine Kulthandlung der Hölle verpflichteter Wesen?

Otto Gerlich erhob sich. »Ich glaube, ich komme doch noch mit Ihnen ins Gespräch«, knurrte er, und es schien ihm schwerzufallen, diese Erkenntnis laut anzusprechen. »Es wäre mir angenehm, wenn Sie die nächsten Tage in meiner Nähe sein könnten.«

»Ich würde eher sagen, in den nächsten Nächten, Kommissar.«

»Warum Nächte? Nachts schlafe ich.«

»Ich kriege das dumpfe Gefühl nicht los, daß Sie hier nicht zum Schlafen kommen.«

*

Die Stunden vergingen wie im Flug.

Spuren wurden gesichert, der Friedhof wurde einigermaßen zurechtgemacht. Keiner der Einheimischen ließ sich sehen. Es war, als fürchteten sie die Nähe der Grabstätten.

Björn Hellmark arbeitete mit. Gerlich brauchte jeden Mann.

Gegen zwölf Uhr traf der Polizeiarzt aus Grafenau in Kumberg ein. Mit ihm kam ein Totenwagen.

Dr. Beimann untersuchte den alten Graubert und den angefressenen Hans Leibold, und auch er kam zu dem Schluß, daß die Verletzungen offensichtlich von menschlichen Zähnen herrührten. An manchen Stellen waren deutliche Bißspuren zu erkennen.

Graubert und Leibold wurden in Zinksärgen verwahrt und abgefahren.

Dr. Beimann fuhr ebenfalls nach Grafenau zurück. Auch zwei Begleiter schickte Gerlich mit.

Auf dem Weg in das Dorfwirtshaus, wo sie gemeinsam zu Mittag essen wollten, gab Björn zu verstehen, daß er eine andere Entscheidung getroffen hätte, wäre er dafür verantwortlich.

Es lag etwas in der Luft. Björn spürte es, aber Gerlich hatte dafür keine Antenne.

*

Um vier Uhr am Nachmittag kam Regina Tärser nach Hause.

Seit Stunden hielt sie sich schon in Kumberg auf. Unmittelbar nach ihrer Ankunft um die Mittagsstunde ging sie in die Wohnung zu ihrer Mutter. Sie erzählte, was passiert war. Ob sie eine Anzeige gemacht hätte? Nein. Das hatte sie nicht getan. Daran hätte sie überhaupt nicht gedacht. Und als sie jetzt auf dem Weg zu ihrem Bauernhaus war, überlegte sie, ob sie es nachträglich noch machen sollte.

Aber nicht nur diese Gedanken beschäftigten sie. Auch von den seltsamen Vorfällen auf dem Dorffriedhof hatte sie schon gehört. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich eine solche Nachricht in dem nur wenige hundert Menschen zählenden Ort.

Die Alten taten geheimnisvoll, die Jungen wußten nicht recht, wie sie sich verhalten sollten. Sie wußten zu wenig, oder sie wurden durch das Verhalten der Alten angesteckt.

Auch Regina Tärser kannte die alte Geschichte.

Josef Burger hatte es wirklich gegeben. Wahrscheinlich gingen auch etliche Morde auf sein Konto. Aber alles, was man drumherum spann, war idiotisch und nicht wert, überhaupt darüber zu reden.

Polizei war in der Stadt, viele Gräber waren aufgebrochen worden. Das interessierte sie, und Regina machte den Umweg über den Friedhof. Sie sah die frisch zugeschütteten Gräber. Sie sah auch die tiefen Löcher in der hintersten Ecke. Die hatte man teilweise offen gelassen. Es wäre allerdings schlecht möglich gewesen, die herausgedrückten Särge und halbverwesten Leichen herumliegen zu lassen. Als sie daran dachte, wurde es ihr etwas mulmig zumute, und sie beeilte sich wegzukommen. Die Einsamkeit, die dunklen Grabsteine und windschiefen, verwitterten Kreuze bedrückten sie mit einem Mal.

Sie ging nach Hause und merkte nicht, daß jeder ihrer Schritte beobachtet wurde.

Hinter dem Haus, in dem sie allein lebte, wuchs undurchdringlicher Wald die Hügel empor.

Ziemlich weit unten stand ein Mensch, der genau sah, wie sie die Tür aufschloß, wie sie sich hinter den Fenstern und wenig später auch auf der sonnenüberfluteten Terrasse bewegte. Bis in die späten Abendstunden schien hier auf diesem höchsten Punkt weitab vom Dorf die Sonne. Von Regina Tärsers Arbeitszimmer aus und vom Atelier konnte sie weit in das sich zu ihren Füßen ausdehnende Tal blicken.

Die dunklen Augen, nur wenige hundert Meter von der Behausung entfernt, achteten auf jede ihrer Bewegung. Der Beobachter hatte nichts Gutes im Sinn. Man sah es seinen verschleierten Augen an.

Der Mann im schattigen Wald war niemand anders als Franz Tschierner.

*

Um 16.45 Uhr fuhr ein cremefarbener Mercedes 250 S am Dorfwirtshaus in Kumberg vor. Hinter dem Steuer ein etwa fünfzigjähriger Mann, gut gekleidet, dunkles Haar, gepflegtes Lippenbärtchen.

Das war Dr. Guilome. An seiner Seite ein Junge, etwa dreizehn Jahre alt. Er trug das Haar schulterlang, aber gepflegt.

Kaum stand der Wagen, sprang der Junge schon heraus.

Guilome ließ seinen Blick über den Parkplatz schweifen. Sie war noch nicht da. Aber sie würde kommen. Sie hatte zugesagt. Auf Edda war Verlaß.

Die Sache mit der Scheidung war eine dumme Sache. Vielleicht hätte es doch nicht soweit kommen dürfen, aber sie suchten wieder einen gemeinsamen Weg. Das war schon etwas wert. Die Scheidung vor einem Jahr war glatt über die Bühne gegangen. In beiderseitigem Einvernehmen hatten sie sich getrennt. Er hatte Peter genommen, Edda die damals elfjährige Christine. Aber die Trennung war ein Riß für sie alle.

Man mußte noch mal miteinander sprechen. In Ruhe. Er hatte sich dafür drei Tage Zeit genommen. Hier in diesem ruhigen Dorf, in das er zwei-, dreimal im Jahr zu einem Kurzurlaub kam, existierte die richtige Atmosphäre für eine solche Aussprache.

Peter Guilome freute sich, in diesem Jahr schon so früh hier sein zu können. Die drei Tage Sonderurlaub von der Schule waren Klasse. Das letzte Mal war er mit seinem Vater im vergangenen Sommer hiergewesen. Da hatte er – nicht weit von diesem Gasthof entfernt – eine Höhle entdeckt. Stundenlang hatte er dort spielend verbracht. Gleich heute wollte er wieder dorthin.

*

Das Gepäck wurde nach oben in das Zimmer gebracht. Vom Wirt erfuhr Dr. Guilome, daß Edda Guilome ebenfalls telefonisch ein Zimmer bestellt hatte und voraussichtlich noch vor Einbruch der Dunkelheit hier eintraf.

Genauso kam es dann auch.

Knapp zwanzig Minuten nach Dr. Guilomes Ankunft fuhr ein schneeweißer BMW 3,5 vor.

Heinz Guilome stand am Fenster seines Zimmers und blickte nach unten.

Edda stieg aus. Er hatte sie ein Jahr nicht mehr gesehen. Sie war unverändert schön und anziehend. Als Dreiundvierzigerin wirkte sie jugendlich und elastisch, trug modische Kleidung, und ihre Liebe zu schnellen Wagen hatte sie noch nicht aufgegeben. Sie konnte sich das

leisten, denn sie verdiente gut. Edda Guilome war Wirtschaftswissenschaftlerin und führte ein eigenes Institut.

Mit ihr kam Christine. Ein frisches, unkompliziertes Mädchen, das sich oft wie ein Junge aufführte.

Das Wiedersehen erwies sich als unkompliziert. Sie waren beide keine Menschen, die unnötige Schwierigkeiten machten.

Sie begrüßten sich freundlich, nachdem das Gepäck von Edda Guilome auf dem Zimmer war. Die beiden Räume lagen sinnigerweise direkt nebeneinander.

Heinz Guilome lud seine geschiedene Frau zu einem Glas Wein ein. Aber Edda Guilome schlug einen Spaziergang vor.

»Wir können uns später zusammensetzen. Laufen wir erst ein wenig. Nach dem langen Sitzen tut das gut.«

Er war damit einverstanden.

Und dem Geschwisterpaar war dies ebenfalls nur recht.

Peter und Christine benahmen sich, als hätten sie täglich miteinander zu tun. Sie waren sich nicht fremd geworden. Laut gegenseitiger Absprache war esso, daß jeder Elternteil die Möglichkeit schuf, die Kinder mindestens dreimal im Jahr gemeinsam aufzunehmen, einmal bei der Mutter, einmal beim Vater. Aber durch widrige Umstände war es nie dazu gekommen.

Dies war auch ein Punkt, über den sie unbedingt sprechen mußten, sollte das, was Heinz Guilome im Sinn hatte, nicht durchführbar sein.

Sie gingen durch die Dorfstraße. Es war warm, und die Ruhe tat wohl.

»Darf ich Christine den Berg zeigen?« fragte Peter.

»Du meinst die Höhle?« verbesserte Heinz Guilome seinen Sohn sofort.

»Naja, die auch.«

»Aber du weißt Bescheid. Nicht reingehen! Ich möchte nicht, daß etwas passiert.«

»Nein, wir bleiben vorn am Eingang.«

»Was ist das für eine Höhle?« wollte Edda Guilome wissen. Die blonde Frau blickte abwechselnd auf ihren ehemaligen Mann und auf ihren Sohn.

»Peter hat sie voriges Jahr entdeckt. Nicht weit von hier, da drüben auf dem Hügel.« Heinz Guilome deutete die Dorfstraße hinab; wo sie in einer Kurve in einem hügeligen Gelände verschwand, hob sich ein etwa sechzig Meter hoher Berg über die letzten Häuser, der dicht bewaldet war.

Es war eigentlich nicht verkehrt, die ersten Minuten ohne die Nähe der Kinder für sich zu haben. Das Gespräch würde von vornherein eine Richtung gewinnen, die für sie beide von Vorteil war.

Sie hatten auch beide nichts dagegen einzuwenden.

»Er kennt sich hier aus«, fügte Heinz Guilome erklärend hinzu, als sie den Kindern nachblickten, wie sie Hand in Hand davon rannten, die Straße hinunter und auf einem Seitenweg schließlich verschwanden.

Für einen Moment war es so wie früher.

Als Peter und Christiane noch kleiner waren. Sie hatten vieles gemeinsam, und sie hatten sich vortrefflich ergänzt.

Einen Augenblick lang übermannte ihn die Erinnerung und die Zärtlichkeit, und ehe er sich versah, legte er seinen Arm um die Schultern seiner Frau.

»So wie damals«, sagte er leise, »vielleicht könnten wir es einrichten, daß es wieder so ist, wenn wir versuchen, unsere Fehler und Schwächen zu beherrschen.«

Fünf Sekunden lang verstrichen. Sie rührte sich nicht. Dann löste sie sich langsam, schlüpfte unter seinem Arm durch und meinte: »So einfach wird es nicht sein, aber auf einen Versuch soll es mir nicht ankommen.«

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu.

Ihre Blicke begegneten sich, und als er seine Frau so vor sich stehen sah, wußte er, daß er sie noch immer liebte.

*

»Hier ist es!« sagte Peter Guilome und schnaufte ordentlich. Er war den steilsten Weg gelaufen. Auf Anhieb hatte er die Stelle wiedergefunden, wo die Höhle lag.

Sie lasen das Schild, und Peter winkte ab. »So schlimm ist das alles nicht«, meinte er. »Ich war schon ein paarmal drin. Kein Stein ist locker. Natürlich sollte man nicht wie verrückt herumkreischen und gegen die Wände klopfen. Aber wer tut das schon. Die Höhle ist nicht baufällig.«

»Dann hast du Vater angelogen?« fragte Christine. Neugierig starrte sie in die Dunkelheit.

»Angelogen? Das klingt so gefährlich. Ich habe ein bißchen geflunkert. Das muß man hin und wieder tun, sonst kommt man nie zu dem, was man eigentlich will. Wenn Vater mal seine heiteren Minuten hat, dann erzählt er davon, was er alles angestellt hat, als er so alt war wie ich. Da kann man sich nur wundern, wieso er überhaupt noch einen einzigen heilen Knochen im Leib hat.«

Christine mußte lachen.

Peter kramte in seiner Hosentasche und zog eine kleine Taschenlampe heraus. Er strahlte. »Die habe ich organisiert. Mir war klar, daß ich gleich heute hierherkomme und mein altes Versteck inspiziere.«

»Du willst hineingehen?«

»Klar. Kommst du mit?«

»Denkst du, ich hätte Angst? So was interessiert mich doch immer. Gibt es darin ein Geheimnis?«

»So genau habe ich die Höhle noch nicht erforscht. Aber möglich ist alles. Vielleicht stammt sie von Steinzeitmenschen? Vielleicht finden wir geheime Gänge und stoßen auf Felszeichnungen. Vier Augen sehen mehr als zwei.«

Er trat einen Schritt weiter vor, streckte den Kopf in das Innere der Höhle und ließ die Taschenlampe aufflammen.

Er ging hinein. Christine folgte ihm, ohne zu zögern.

Lautlos wanderte der Strahl über die zerklüfteten Wände. Dunkel und kantig ragten einzelne Steine aus der Wand. Der Boden war holprig.

»Ist sie tief?« Christine sprach leise. Ihre Worten hallten in der absoluten Stille und wurde verstärkt.

»Psst«, legte Peter den Zeigefinger an die Lippen. »Nicht soviel reden!« Seine Stimme war, nur ein Hauch. »Die Schwallwellen – habt Ihr davon noch nichts in der Schule gehört?«

»Nein.«

»Komm, paß auf, stoß nirgends dagegen. Bleib dicht hinter mir! Ich zeige dir ’ne ganz tolle Stelle. Ganz hinten. Das ist sie richtig rund. Wildromantisch.«

Bizarre Schatten wanderten an Wand und Decke mit ihnen. Der schmale Lichtstrahl aus der kleinen Lampe riß nur immer ein kleines Stück aus der sie umgebenden Dunkelheit heraus. Schon sahen sie den Eingang nicht mehr. Der Weg machte einen Knick.

»Wollen wir nicht umkehren?« Christines Stimme klang etwas ängstlich.

»Unsinn! Wir sind ja gleich da. Hast du Angst?«

»Nein, aber was ist, wenn der Eingang plötzlich einstürzt?«

»Warum soll er einstürzen?«

»Wegen der Schallwellen.«

»Quatsch! Der hat voriges Jahr schon so ausgesehen, und heute existiert er immer noch. So ein Berg ist stabil. Natürlich soll man nichts mit Gewalt provozieren.«

Sie erreichten die hinterste Stelle. Die Höhle dehnte sich hier aus. Sie war oval. Die Wände rundum waren nicht glatt. Es gab viele Ecken und Nischen, und das Ganze wirkte wie ein geheimnisvoller, verbotener Versammlungsort.

In einer Ecke lagen um einen tischgroßen Felsblock mehrere kleine Sitzgelegenheiten.

Christine stand mit dem Rücken gegen die glatte Felswand.

Peter Guilome ließ den Strahl über die Felsbrocken wandern. In

der hintersten Ecke hing ein gewaltiges Spinnennetz.

Da passierte es.

Im Dunkeln hinter Christine schoben sich zwei knochige, schrecklich anzusehende Hände aus der Felswand.

*

Das Mädchen merkte nichts. Es ging alles blitzschnell.

Eine Hand legte sich auf ihren Mund, die andere riß sie nach hinten.

Peter registrierte aber die schnelle Bewegung. »Nanu, was ist denn…« Mehr sagte er nicht. Seine Augen weiteten sich. Was er sah, ließ ihm die Nackenhaare zu Berge steigen. Er schrie gellend auf.

Christine verschwand in der Wand!

*

Aber so etwas gab es doch nicht!

Und die Hände – diese furchtbaren, skelettierten Hände.

Sie verschwanden – mit Christine.

Drei Sekunden stand Peter da wie gelähmt. Der Lichtkreis lag zitternd auf der dunklen Wand.

Christine hatte sich in Luft aufgelöst. Die Höhle war verhext.

Da kamen die Hände erneut!

Ein Arm ragte weit aus der Wand heraus, eine furchteinflößende Gestalt trat aus dem Dunkeln neben dem Lichtkreis und durchbrach die massive, steinerne Wand wie einen dünnen, fadenscheinigen Vorhang.

Ein Toter!

Peter Guilome begann zu rennen. Er jagte über den holprigen Boden und rannte zum Ausgang.

Panische Furcht erfüllte ihn. Er hörte es hinter sich rascheln. Aus dem Dunkel kamen sie heran. Es mußten mehrere sein, denn er hörte viele Schritte hinter sich.

Sie wollten ihn einholen, aber er war schneller. Er erreichte unversehrt den Ausgang und jagte davon. Steine und Geröll lösten sich unter seinen Füßen.

Peter Guilome warf noch einen Blick zurück.

Da war niemand mehr. Düster und rätselhaft lag der niedrige Eingang hinter den Hecken und Büschen, aber es rührte sich dort nichts.

Der Junge eilte den Weg zurück, den er gekommen war.

Er war sehr bleich. Sein Puls jagte. Er machte sich Vorwürfe. Er konnte nicht fassen, daß das, was er gesehen hatte, wirklich passiert

war.

Peter kannte sich im Dorf gut aus. Der Ort war klein, und es gab ganz bestimmte Wege und Stellen, die Heinz Guilome liebte und die er immer wieder aufsuchte.

Peter irrte sich nicht. Heinz und Edda Guilome saßen auf einer Bank am Wegrand und blickten hinab auf eine Wiese.

Als Heinz Guilome seinen Sohn heranstolpern sah, ahnte er bereits, daß etwas nicht stimmte.

»Wo ist Christine?« fragte er scharf.

Es sprudelte nur so aus dem Mund des völlig verstörten Jungen. Er mußte seinen Bericht ein zweites Mal geben.

Edda Guilome war bleich.

»Wir sehen sofort dort nach. Du führst uns hin. Ich will dir jetzt keine Vorwürfe machen über das, was du getan hast, mein Bürschchen. Aber wir sprechen uns später noch.«

Guilome holte aus seinem Mercedes die große Stablampe, die er im Handschuhfach deponiert hatte, und gemeinsam gingen sie dann zu der Stelle, wohin Peter sie führte.

Die phantastische, haarsträubende Geschichte, die sich der Junge ausgedacht hatte, wollte Edda nicht in den Kopf gehen.

Sicher war etwas anderes passiert. Vielleicht war die Höhle eingestürzt, und Peter hatte sich diese unheimliche Geschichte nur ausgedacht, um seine Schuld zu verdrängen…

Sie erreichten die Höhle. Der Eingang war frei. In dieser Höhle sollte Christine stecken?

»Christine?« Heinz Guilome streckte den Kopf in die Dunkelheit. Er rief laut. Seine Stimme verhallte in mehrfachem Echo. Eine Antwort erfolgte nicht.

Guilome hörte es in der Höhle leise rieseln. Bedenklich zog er die Augenbrauen hoch. Er schüttelte den Kopf, und ein vorwurfsvoller Blick traf seinen Sohn, der vieles besagte.

»Ich sehe mich um«, sagte Dr. Heinz Guilome.

»Ich komme mit«, Edda Guilome ließ sich nicht davon abhalten.

»Es ist am Ende der Höhle gewesen«, sagte Peter tonlos. Er stand neben dem Eingang und starrte auf den Ort, an den er so gern gekommen war und der ihn nun mit Abscheu und Schrecken erfüllte.

Guilome packte seinen Sohn am Arm. »Du gehst mit«, sagte er hart. »Du zeigst mir genau die Stelle, wo du Christine zurückgelassen hast.«

»Aber ich – habe sie nicht zurückgelassen – ich habe sie ja gar nicht mehr gesehen. Hände haben sie durch die Wand gezerrt!«

Das geschiedene Paar wechselte einen schnellen Blick.

Der Arzt ging weiter. Hell leuchtete die Taschenlampe und wies den Weg.

Peter Guilome zitterte am ganzen Körper. Man merkte ihm

regelrecht an, daß er nur widerstrebend folgte.

War der Junge nicht normal? Hatte er sich etwas zuschulden kommen lassen, worüber er mit niemand sprechen konnte? Die blonde Frau mußte mit Gewalt trübe Gedanken zurückdrängen.

Der holprige Weg machte einen Knick. Dann lag die glatte, schwarze Wand vor ihnen.

»Da war es!« Peter schluckte heftig.

Wirr hingen die Haare in seinem Gesicht. Im Schein der Lampe wirkte seine Haut noch fahler und seine Augen fiebrig.

Der Vater tastete die Wand vorsichtig ab. Kalt und hart waren die Felsen. Nirgends gab es ein Loch oder einen Spalt, durch den Christine durch Zufall gestürzt sein konnte.

Heinz Guilome kam ein Verdacht. Siedendheiß überlief es ihn.

Die beiden hatten sich etwas ausgedacht! Sie wollten die Eltern ängstigen. Beide wußten, weshalb man sich hier traf. Sie wollten ihren Teil dazutun.

»Peter!« Die Stimme des Mannes klang belegt. »Nun hör mir mal gut zu, wenn…«

»Vater!« Der gellende, markerschütternde Aufschrei des Jungen riß ihm die Worte von den Lippen. »Daaaa!«

Heinz und Edda Guilomes Köpfe ruckten herum.

Die Unheimlichen kamen aus allen Richtungen. Sie lösten sich aus der nachtschwarzen Finsternis der geräumigen Höhle und kreisten die drei Menschen ein.

Peter drückte sich an seinen Vater.

Edda Guilome ging einen Schritt zur Seite.

Sie erwischte es zuerst.

Die lebenden Toten kamen auch von hinten, aus der Wand, die ihre harte, grobstoffliche Struktur plötzlich auf geheimnisvolle Weise verlor.

Edda Guilome wurde durch die Wand gerissen und verschwand in einer wallenden, pulsierenden Dunkelheit.

Heinz Guilome warf sich nach vorn. Er ging zum Angriff über. Seine Hände griffen auf hartes, knochentrockenes Fleisch.

Der Unheimliche bewegte sich. Seine Finger spreizten sich. Die trockene Haut knisterte.

Dieses Wesen, in dessen Körper kein Tropfen Blut mehr floß, das nicht mehr im wirklichen Sinn aus Fleisch und Blut bestand, lebte dennoch. Es atmete nicht, denn es hatte keine Lungen mehr. Und doch lebte es!

Heinz Guilome wurde abgeblockt. Mehrere Hände griffen gleichzeitig nach ihm. Er schlug verzweifelt um sich und trat. Es knirschte und krachte in den Körpern, die er traf, aber wie eine Wand rückten sie auf ihn zu.

»Lauf, Peter! Lauf!« entrann es seinen Lippen. Aber Peter kam auch nicht an dieser Mauer aus wandelnden Leichen vorbei.

Er wurde zurückgerissen und tauchte in der Felswand ein wie in eine senkrecht stehende Wasserfläche.

Heinz Guilome wurde niedergeschlagen. Wie Dreschflegel sausten die spitzen Finger auf ihn herab. Seine Haut platzte auf, und er blutete aus mehreren Wunden.

Sie rissen ihn hoch. Er wurde zum Spielball der schrecklichen Gestalten. Über sein Gesicht liefen Blut und Schweiß und klebten in seinem schwarzen Lippenbart.

Guilome wurde herumgeschleudert. Er flog gegen die Wand und spürte keinen Widerstand mehr. Er torkelte und stürzte zu Boden.

*

»Heinz!« Er hörte die vertraute Stimme neben sich und er wußte nicht, ob Minuten, Stunden oder Tage vergangen waren.

»Edda!«

Er hob den Kopf. Seine sämtlichen Glieder schmerzten.

»Wo sind wir hier, Heinz?«

Er richtete sich auf. Die Umgebung war düster, beklemmend und gespenstisch.

Er griff in etwas Weiches, zuckte zusammen und richtete den Blick darauf. Da erkannte er, daß es sein Sohn Peter war.

Dr. Guilome wischte sich übers Gesicht. Alles blieb verschwommen. Die massigen Säulen wankten vor seinen Augen wie Gummi hin und her. Die schwarze, undurchdringliche Luft im Hintergrund dieser endlosen, rätselhaften Halle wogte auf und nieder.

»Ich weiß nicht, wo wir sind«, ächzte er, während er mühsam auf die Beine kam. Die Luft war stickig, und ein unangenehmer Geruch nach Verwesung, Erde und Sumpf stieg ihnen in die Nase. Er war Peter und Edda behilflich.

Seine Frau wankte. »Ich finde für dies alles keine Erklärung«, fuhr er fort und hatte das Gefühl, die Worte laut herausschreien zu müssen. Die Luft um sie herum war wie Watte, und jedes Geräusch schien schon im Keim erstickt zu werden. »Die Hauptsache zunächst ist jedoch, wir sind alle zusammen.«

Aber das stimmte nicht ganz. Christine fehlte. Weit und breit war keine Spur von ihr.

»Wie kamen wir durch die Wand, Heinz?« Edda versuchte, den ungeheuerlichen Vorgang zu klären. »Was wollen diese unheimlichen Gestalten von uns?«

Diese Fragen und noch mehr beschäftigten auch ihn. Aber es gab keine Antworten darauf.

Guilome fühlte das harte Gestein. Von dieser Seite war es warm.

In der Dunkelheit vor ihnen entstanden merkwürdige Geräusche, Glucksen und leises Schmatzen, als gäbe es hier einen Sumpf.

Zwischen den zahllosen Säulen, die wie ein dichter Wald wirkten, bewegten sich schattengleiche Gestalten. Bei genauerem Hinsehen glaubten sie die wandelnden Leichen zu erkennen, die sie in diesen mysteriösen Saal geschoben hatten.

»Es muß einen Weg nach draußen geben«, preßte Guilome hervor. Peter blieb ständig dicht an seiner Seite. Die Welt, die sie umgab, war fremd und bedrohlich, und die paßte überhaupt nicht in das Innere dieses Berges.

Sie war etwas ganz anderes. Man fühlte es körperlich, daß hier Angst und Entsetzen zu Hause waren und der Gedanke daran, daß Christine sich in diesem Säulenwald und in der Finsternis verirrt haben könnte, erfüllte sie beide mit maßlosem Grauen.

Peter sagte überhaupt nichts. Wie ein kleines, eingeschüchtertes Kind war er ständig zwischen ihnen. Auch er sah die schauerlichen Gestalten in der Dämmerung.

Ein eigenartiges Zwielicht herrschte. Der Boden zu ihren Füßen bestand aus farblosen quadratischen Platten. Wenn sie darauf liefen, hörte man nicht ihre Schritte.

»Wir müssen Christine suchen«, machte Guilome sich wieder bemerkbar. »Sie ist hier wie wir. Aber sie muß in ihrer Angst weitergelaufen sein. Irgendwo hinter den Säulen im Raum hinter dem unendlichen Dunkel, vielleicht steckt sie dort?«

Edda Guilome zuckte die Achseln. »Aber was nützt es, wenn wir sie finden, Heinz? Wir können nicht zurück!« Plötzlich verlor sie die Nerven. Das Außergewöhnliche und die Aussichtslosigkeit der Lage schien ihr mit einem Mal völlig klar zu sein.

Sie schlug die Hände vors Gesicht, und ihr ersticktes Schluchzen drang gerade noch hörbar an die Ohren der beiden Menschen. Die Luft in dieser Titanenhalle trug die Laute nicht weiter.

»Wir werden eine Möglichkeit finden. Nur nicht die Nerven verlieren! Beruhige, dich, meine Liebe«, redete Dr. Guilome auf seine Frau ein.

Hinter den Säulen in ihrer Umgebung rührte sich etwas. Zerklüftete, verwüstete Gesichter tauchten auf und verschwanden wieder. Dunkle, leere Augenhöhlen gähnten in der pulsierenden, geisterhaften Dämmerung.

»Wir – sind – tot!« schluchzte Edda Guilome. »Das ist die Wahrheit, Heinz! So also ist das, wenn man das Tor zur anderen Seite auf stößt!«

Die Hölle? Sah so die Hölle aus?

Sie blieben dicht beisammen, als sie zwischen den mächtigen Säulen dahin schritten, die in einen schwarzen, tief herabhängenden

Himmel eintauchten.

Die geisterhaften Totengestalten beobachteten sie. Überall tauchten sie plötzlich auf. Aber niemand griff sie an.

Die Umgebung veränderte sich. Die Guilomes hatten das Gefühl, seit Stunden auf den Beinen zu sein. Der Säulenwald wurde dichter, die Luft schwärzer. Die Leichen waren verschwunden. Die Guilomes wanderten durch eine bedrückende Finsternis. Sie hielten sich an den Händen, um sich nicht zu verlieren.

Wie Roboter bewegten sie sich.

Dann lichtete sich der Säulenwald. Eine schwarze, blubbernde Fläche lag vor ihnen, in die ein Weg führte, der so schmal war, daß sie hintereinander gehen mußten.

Der Pfad durch den Sumpf führte auf eine Insel, die unter grünlichem Licht lag. In dem schwarzen Wasser schwammen faulige Baumstämme. Spinngewebe zog sich über die knorrigen, unbelaubten Äste.

»Da vorn ist ein Licht!« sagte Edda Guilome plötzlich.

Es war ein sehr schwaches Licht.

»Sieht aus – wie ein Loch in der Decke!« entfuhr es Heinz Guilome.

Er lief ein paar Schritte weiter, seine Frau und den Jungen zurücklassend, die sich kaum noch auf den Beinen halten konnten. Beide klagten über Schmerzen und Durst. Doch gegen beides vermochte er nichts zu unternehmen. Es gab hier weder Wasser noch schmerzstillende Medikamente.

Er lief bis an den entgegengesetzten Rand der seltsamen Insel. Überall waren schwarze, hohle Baumstämme angetrieben worden. Aus dem schwarzen Himmel über ihm fielen schmierige Lianen herab, die sich wie Schlangen bewegten.

Auch von dieser Seite der merkwürdigen Insel führte ein schmaler Pfad weiter in das Dunkel auf die Stelle zu, woher das graue Leuchten kam.

»Ich bin gleich wieder zurück. Ich sehe mich nur mal um!« rief er nach hinten. »Bleibt, wo ihr seid! Unternehmt auf keinen Fäll etwas!«

Zwischen baumelnden Lianen, riesigen Spinnweben und knorrigen Baumstämmen suchte er nach einer Möglichkeit, auf den glatten, schmalen Pfad zu gelangen.

Um ihn herum lebte die Luft wie in einem Dschungel. Es war heiß und stickig, und jede Bewegung wurde zur Qual.

Aus der dunklen Brühe an seiner Seite schob sich etwas in die gespenstische Dämmerung, die ihn umgab.

Eine menschliche Hand! Sie ragte wie anklagend aus der sumpfigen Brühe.

Aber da waren noch mehr!

Was hatte das zu bedeuten? Warum verstärkten sich diese

Alptraumbilder? Wollte man ihn zurückdrängen und verhindern, daß er jene Stelle aufsuchte, die offenbar Rettung aus dieser finsteren Unterwelt bedeutete.

Da tauchte ein Kopf auf…

Ein Mensch! Die Augen rollten, der Mund bewegte sich.

Zwei ausgemergelte, faltige Hände schoben sich kraftlos in die Höhe. Der Mann, der da aus dem brackigen Wasser emportauchte, war niemand anders als Alois Koller.

*

»Geh zurück!« sagte da im gleichen Moment die dumpfe, bedrohlich klingende Stimme. »Damit kannst du das hinauszögern, was sowieso dein Schicksal sein wird.« Ein höhnisches Lachen schloß sich den Worten an.

Heinz Guilome wandte den Kopf ruckartig von der schauerlichen Kulisse, die sich vor seinen Augen ausbreitete.

Direkt vor ihm stand ein Toter in einem brüchigen, fadenscheinigen Gewand. Die Gestalt war gewaltig. Mindestens zwei Meter groß. Der Herr der Toten! Die dunkle Stimme kam aus dem schwarzen, fleischlosen Rachen. Es war eine Stimme, die durch keine Stimmbänder erzeugt wurde. Ein eisiger Hauch traf Guilome.

Er prallte zurück. Die Lippen der unheimlichen Gestalt zogen sich in die Höhe und kräftige, große Zähne wurden sichtbar.

Hier in diesem jenseitigen Ort, auf der anderen Seite der sichtbaren Welt, gewann Josef Burger seine Stimme wieder. Der Mann, der sein Leben im Pakt mit dem Bösen verpfändet hatte, war Herrscher dieses Reiches, das ihm nach seiner Wiedererweckung versprochen worden war.

»Dies ist das Land der Toten! Kein Sterblicher hat es je verlassen.« Guilome erschauerte unter den Worten. »Das Land der lebenden Toten«, fuhr die Stimme fort, als müsse sie die ersten Worte richtigstellen.

Der Mann, der einstmals Josef Burger war, streckte die skelettierte Rechte aus. Sie deutete auf den riesigen Sumpf mit den knorrigen hohlen Bäumen, den Lianen; dem Gespinst aus Spinnfäden und Pflanzenfasern. »Jeder, der das Labyrinth betritt, wird in diesem Meer enden. So will es die Schrift. Hier sollen diejenigen für alle Zeiten bleiben, die den Weg hierher fanden und die wir holen werden. Jeder hat das Recht, seine Welt, seine Umgebung so zu gestalten, wie es ihm genehm ist. Ich bin der Herr der Toten. Alle, die du hier siehst, sind meine Untertanen. Sie sind nicht tot – und doch leben sie nicht mehr! Ein scheinbarer Widerspruch. Keiner erinnert sich an seine Existenz. Sie werden für alle Zeit meine Puppen bleiben, mein Spielzeug. Wer

mal in diesem See liegt, über den wird das große Vergessen kommen.«

»Wenn es so ist, warum hinderst du mich dann daran, weiterzugehen?« fragte Guilome hart. Er begriff selbst nicht, woher er den Mut und die Kraft nahm, diesem unheimlichen Wesen so fest entgegenzutreten.

Ein höhnisches Lachen, das von allen Seiten zu kommen schien, traf ihn. »Warum? Auch das gehört zu meinem Spiel, zu meinem Ergötzen: Eure Qualen! Ihr kommt nicht an diesem Ende vorbei, aber warum sollte etwas gleich geschehen, was noch Zeit hat? Ihr werdet euch freiwillig in diesen Sumpf stürzen.«

»Niemals!«

»Eure Kräfte werden nachlassen. Ihr seid noch am Leben. Ihr benötigt Essen und Trinken. Hier auf der anderen Seite der Welt brauchen wir so etwas nicht mehr. Eure Körper aber sind darauf angewiesen. Weil Ihr noch am Leben seid. Doch dieses Leben zählt nicht in diesem Reich.« Der Herr der Toten wandte sich um.

Eben noch sah Heinz Guilome ihn zwischen blattlosen, knorrigen Bäumen davongehen, im nächsten Moment erblickte er den wandelnden Toten in der Ferne zwischen den Säulen, wo er in trüber Finsternis untertauchte.

Zeit und Raum hatten hier eine andere Bedeutung, es war wie in einem Traum.

Guilome stöhnte leise.

Was für ein grausames Spiel hatte man sich für sie ausgedacht?

*

Draußen wurde es dunkel.

Regina Tärser legte das Buch zur Seite und erhob sich. Den Kamin hatte sie vorbereitet, und sie beabsichtigte, ihn heute abend noch anzuzünden.

Sie konnte sich nicht richtig konzentrieren. Immer wieder mußte sie an den gestrigen Tag denken und auch an die Begegnung mit Antonia Harter und an das Gespräch, das sie über Björn Hellmark geführt hatten.

Das Gefühl, daß etwas vorging, was sie nicht überblicken konnte, verstärkte sich in ihr.

Sie wußte selbst nicht, wie eskam, aber mit einem Mal stieg ein gewisses Angstgefühl in ihr empor.

Alles war so geheimnisvoll. Je mehr sie darüber nachdachte, desto weniger begriff sie alles.

Auch das, was in der letzten Nacht im Dorf vorgefallen war. Die Geschichte vom Herrn der Toten, diese blödsinnige Legende, daß der Massenmörder Burger, der angeblich mit dem Teufel oder seinen

Helfershelfern praktizierte, eines Tages zurückkommen und furchtbare Rache an diesem Dorf nehmen sollte, in dem er gehängt worden war.

Der Überfall auf sie, die Vermutung Hellmarks, daß der Täter eine ganz bestimmte Absicht mit ihrem Tod verfolgte, die Tatsache, daß offenbar kurz nach dem mißglückten Mordversuch ein alter Mann in einem Auto überfallen und auf den hiesigen Friedhof gefahren worden war – dies alles bildete eine wirre Geschichte in ihrem Kopf.

Der gestrige Tag war auf irgendeine Weise schon etwas Besonderes gewesen.

Es lief ihr plötzlich kalt über den Rücken. Sie erhob sich. Am besten war es, wenn sie die Terrassentür verschloß und…

Sie zuckte zusammen.

Eine Tür knarrte.

Draußen im Korridor.

Drei Sekunden lang blieb Regina wie erstarrt stehen. Dann eilte sie aus dem gemütlich eingerichteten Wohnzimmer, das so groß war, daß es eigentlich mehrere Räume in sich vereinigte.

Dies hier war Bibliothek, Aufenthaltsraum, Kamin- und Speisezimmer, Bar und Konzertsaal und Galerie! Sie hatte die über hundertvierzig Quadratmeter lose unterteilt durch Sitzgruppen und Regale und jeder Ecke ihren eigenen typischen Charakter gegeben.

»Ist da jemand?« Lauschend blieb sie an der Verbindungstür stehen. Nie zuvor hatte sie sich in diesem abgelegenen Haus einsam und ängstlich gefühlt, aber jetzt hätte sie gern gehabt, wenn jemand bei ihr gewesen wäre.

Doch da war niemand. Ihre Nerven waren schon überreizt.

Das Fenster in der Küche war nur angelehnt, und der Wind hatte die Tür zwischen Wohnzimmer und Korridor aufgedrückt.

Es wäre doch besser gewesen, noch ein oder zwei Tage in Grafenau im Hotel zu verbringen. Die Aufregung hatte sie mehr mitgenommen, als sie sich eingestehen wollte. Der Arzt hatte gewußt, warum er ihr in der letzten Nacht nicht mehr den Rückweg zugemutet hatte.

Sie lief auf die Terrasse hinaus.

Da fiel ein Schatten über ihr Gesicht.

In der Ecke hinter der Tür stand ein Mann, der hielt etwas in der Hand.

Regina sah es zu spät.

Es krachte dumpf.

Etwas fiel auf ihren Kopf. Es wurde schwarz vor ihren Augen.

Der Mann war klein und untersetzt. Auf seinem grauen Gesicht fiel eine große Warze neben dem Nasenflügel auf und schmale, verbissene Lippen.

Franz Tschierner zog die Bewußtlose in das große Wohnzimmer und schloß dann die breite Flügeltür zur Terrasse.

Regina Tärser bewegte schon wieder ihren Kopf und stöhnte leise.

Tschierner hatte nicht fest zugeschlagen, denn er brauchte dieses Mädchen noch. Es hatte gerade so fest sein müssen, um sie für ein paar Minuten außer Gefecht zu setzen und um ganz sicher zu sein, daß ihm nicht der gleiche Fehler passierte wie Hans Leibold.

Er war nicht mehr der Jüngste, seine Hand nicht mehr ruhig genug. Regina Tärser mußte zur Unbeweglichkeit verdammt sein, wenn er Hand an sie legte, um ihr drittes Auge über der Nasenwurzel herauszuschälen…

*

Daß er auf das Ereignis vorbereitet war, bewies die Umsicht mit der er vorging.

Er hatte eine Nylonschnur dabei. Damit fesselte er das Mädchen, nachdem er es mit einiger Mühe auf die breite Couch geschafft hatte.

Regina merkte, daß etwas mit ihr geschah. Doch sie war zu benommen, um Widerstand zu leisten.

Sie wollte etwas sagen, aber nur unartikulierte Laute fanden den Weg über ihre Lippen.

Dann schlug sie die Augen auf.

Sie sah ein fremdes Gesicht vor sich und merkte, daß sie gefesselt war.

»Was wollen Sie von mir?« fragte sie rauh. Die vertraute Umgebung schälte sich aus dem zurückweichenden Dunkel. An der Wand gegenüber hing eine hundertfünfzig Jahre alte Uhr.

Darauf war es neun Minuten vor halb acht.

Sie war also noch keine fünf Minuten bewußtlos.

»Ihr Leben«, antwortete der Eindringling.

Seine Stimme klang belegt, seine Backen glühten und seine Augen glänzten in einem wilden, fanatischen Licht.

Reginas Beruf brachte es mit sich, daß sie die Menschen genau beobachtete und danach einzustufen wußte. Sie hatte es mit einem Besessenen zu tun!

Sie ließ sich ihre zunehmende Unruhe nicht anmerken. Sie mußte jetzt ganz logisch denken und festbleiben.

Sie lächelte. »Aber ich habe mehr zu bieten. Sehen Sie sich um! Bilder, Schmuck… Ich habe genügend Bargeld im Haus.«

»Das nützt mir nichts. Ich brauche Sie!«

»Wieso?«

»Sie waren versprochen.«

»Ah, und wem?«

»Dem Herrn der Toten.«

»Aber davon weiß ich gar nichts.«

»Deswegen erkläre ich es Ihnen ja.« Tschierner beugte sich vor, und seine Stimme sank zu einem geheimnisvollen Flüstern herab. »Wissen Sie, eigentlich könnte das alles schon vorbei sein. Aber Leibold hat da einen dummen Fehler begangen. Er hat Sie laufen lassen. Das bringt Unglück. Er hätte die Opfer nicht austauschen dürfen. Besser wäre es gewesen zu warten. Aber ich glaube, ich kann noch etwas gutmachen.«

Er sah ernst und zufrieden aus, als er das sagte.

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Es dauert noch ein bißchen. ’neStunde muß ich Sie wohl hinhalten. Aber dann geht’s ganz schnell, das verspreche ich Ihnen. Sie werden keine Schmerzen haben.«

Regina schluckte. Sie sah, wie er ein Messer aus seiner Tasche holte, es aufklappte und mit der frischpolierten Klinge spielte.

Ein Messer! Wie in der letzten Nacht! Panikstimmung machte sich in ihr breit.

»Aber was habe ich mit dem Herrn der Toten zu tun?« versuchte sie das Gespräch wieder in Gang zu bringen. Mit einem Verrückten mußte man dauernd reden, vielleicht verriet er während des Gesprächs irgendeinen schwachen Punkt in dem Plan, und sie konnte nachhaken. Sie war allein und auf jede noch so kleine Chance angewiesen.

»Eigentlich hätte es jeder sein können, jeder junge Mensch. Aber auf Sie ist nun mal die Wahl gefallen, und da gibt es kein Zurück mehr. Wenn man sich mal festgelegt hat… das ist wie überall im Leben. Ihr drittes Auge und Ihr Blut waren maßgebend gewesen. Damit hätten sich für Leibold die Türen ins Jenseits geöffnet. Er hätte ein und aus gehen können, wie es ihm gerade in den Kopf gekommen wäre. Das Labyrinth der Toten ist zu erreichen, als ob man eine Tür öffnet und in einem dahinter liegenden Raum verschwindet. Ich weiß jetzt, wo es ist, weil ich bereit war, Leibolds Versagen gutzumachen. Ich werde Ihr drittes Auge in das Labyrinth bringen und alle Geheimnisse über das Jenseits erfahren.« Er kicherte leise vor sich hin.

Regina Tärser spannte ihre Muskeln. Sie war verloren, wenn es ihr nicht gelang, etwas zu unternehmen.

Sie riß sich zusammen und machte den Vorschlag, vielleicht auf andere Weise vorzugehen. Sie wollte damit ihren Gegner ablenken und ihm andere Überlegungsmöglichkeiten kundtun. Aber Tschierner war hartnäckig. Er wollte nur sie, eine andere oder ein anderer kämen nicht in Frage.

Er war nur von einem Gedanken erfüllt: Eingang in das Leichenlabyrinth zu finden und das dritte Auge, von dem er immer wieder sprach, als verspätetes Opfer persönlich zu überbringen. Er schien über Dinge Bescheid zu wissen, die er ihr jedoch nicht nannte.

Er deutete sie nur an.

Die Zeit verrann wie im Flug. Im Nu war eine Stunde vergangen. In dieser Stunde aber kam sie keinen Schritt weiter, und Regina Tärser gelang es auch nicht, den Wahnsinnigen umzustimmen.

Ihr fiel auf, daß er zunehmend nervöser wurde, je weiter die Zeit fortschritt.

Ständig blickte er auf die Uhr, und dann erhob er sich. Draußen war es stockfinster.

Es war neun Uhr.

Nur das schwache Sternenlicht schimmerte durch die geschlossenen Fenster und ließ die Umrisse des Zimmers erkennen.

Tschierner brauchte kein Licht. Was er sehen wollte, sah er auch so.

Regina Tärser schrie wie am Spieß, als ihr Bezwinger die blanke Messerspitze ihrem Gesicht näherte. Sie wußte, daß ihre letzte Stunde geschlagen hatte.

*

Der Kommissar und sein Begleiter kamen später aus dem Krankenhaus zurück als Otto Gerlich gerechnet hatte.

Doch Martha Kollers Zustand war bedenklich. Während der Anwesenheit der beiden Beamten war sie mehrmals zu sich gekommen. Immer nur für kurze Zeit. Aber diese Momente hatte Gerlich genutzt, um einige Fragen zu stellen.

Die alte Dame behauptete fest und steif, Tote wären in ihr Haus eingedrungen und hätten ihren Mann mitgenommen.

Sie ging nicht davon ab. Weitere Hinweise jedoch waren nicht mehr zu erwarten. Während ihres Aufenthaltes im Krankenhaus war die alte Dame gestorben. Ihr schwaches, angegriffenes Herz hatte ausgesetzt.

Gerlich und Schorl fuhren nach Kumberg zurück. Wie ausgestorben lag die Dorfstraße vor ihnen. In wenigen Fenstern nur brannte Licht.

»Das Nachtleben in Kumberg beginnt«, grinste Schorl. »Ist direkt umwerfend. Ich glaub, ich hau’ mich jetzt gleich aufs Ohr, damit ich nicht vor Langeweile umkomme und…«

»Was ist denn das?« fiel Gerlich ihm ins Wort.

»Was?«

Gerlich bremste sofort ab. Schorl folgte der ausgestreckten Hand des Kommissars.

Schräg vor ihnen stand ein einsames Haus. Im Kernschatten an der Seite bewegte sich eine Gestalt.

Ein Skelett! Brüchig und zerrissen war das Totengewand. Die Gestalt trug etwas auf ihren Armen! Eine Frau!

Sekunden nur währte dieser Eindruck, und die Szene spielte sich vor ihnen ab wie auf einer Leinwand.

Gerlich zeigte, daß er auf Draht war. Er riß die Tür auf und stürzte nach draußen.

»Stehenbleiben!« schrie er durch die Nacht.

Doch die Gestalt war schon in der Dunkelheit, hinter den Büschen und Bäumen verschwunden.

Gerlich verhielt im Schritt, blickte sich aufmerksam in der Runde um und lauschte, ob er vielleicht ein verräterisches Geräusch hörte, das ihm anzeigte, in welcher Richtung der Unheimliche mit seiner Last davongelaufen war.

Narrte ihn ein Spuk oder wollte man ihn auf den Arm nehmen? Gingen die Menschen in diesem merkwürdigen Dorf, in dem angeblich die Toten aus den Gräbern kamen, so weit, daß sie nun ein solches Theater veranstalteten?

Er sah den Sinn nicht.

Gerlich lief ein paar Schritte am Haus entlang. Er drückte dichtstehendes Buschwerk zur Seite, um auf das Wiesengelände hinter dem Haus zu gelangen. Einzelne Bäume standen hier.

Er ging auf einen zu.

Er blieb stehen. Weit und breit war nichts mehr zu sehen. War alles nur Einbildung gewesen? Dann war dies bedeutungsvoll, ging es ihm durch den Kopf. Die wilden, phantastischen Erzählungen und Andeutungen, die er im Lauf des heutigen Tages gehört hatte, waren demnach doch nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Er hörte das Rascheln hinter sich und wirbelte herum. Direkt neben dem Baum stand etwas.

Bizarr und unwirklich hob sich der gräuliche Körper von der dunklen Rinde ab. Knochige Finger streckten sich nach Gerlich aus. Er starrte in große, dunkle Augenhöhlen, in denen die Sinnesorgane fehlten.

Ein verwüstetes Totengesicht!

Die Leiche trat einen Schritt nach vorn.

Ein Zweig knackte. Aus drei Metern Entfernung schob sich eine zweite wandelnde Leiche heran, eine dritte!

Gerlichs Augen irrlichterten…

Wurde er wahnsinnig? Dies hier widersprach doch allen Naturgesetzen!

Er war im ersten Moment derart benommen, daß er zu lange zögerte. Eine Knochenhand berührte ihn. Die Finger krallten sich in sein Hemd. Er hörte, wie das Gewebe zerriß, als er sich nach hinten warf. Gerüche von Verwesung und Grab trafen ihn.

Gerlich erschauerte. Mit schreckgeweiteten Augen registrierte er, daß dies hier keine Attrappe war, kein maskierter Mensch, der ihm

aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen einen Schrecken einjagen wollte.

Es war Wirklichkeit! An diesem Körper gab es keine gesunde Haut, in diesem Körper existierten keine Organe mehr. Die waren zerstört durch einen hundertjährigen Aufenthalt in einem tiefen Grab.

Er fühlte einen brennenden Schmerz, als die spitzen und langen Fingernägel seine Haut aufkratzten.

Gerlich taumelte. »Zurück!« preßte er hervor. Wie in Trance riß er seinen Dienstrevolver hervor.

Aus der Ferne hörte er einen gellenden Aufschrei, der das ganze Entsetzen, die ganze Panik eines Menschen widerspiegelte, der etwas Schreckliches erlebte.

Schorl! Sein Mitarbeiter.

Dann Schweigen.

Drei Wiedererweckte kamen von drei Seiten auf ihn zu.

Gerlich drückte ab. Laut und trocken krachte der Schuß.

Die Kugel fetzte durch das fadenscheinige Totenhemd, pfiff durch die Rippen und sauste surrend aus dem Rücken heraus. Sie landete irgendwo in der weichen, fruchtbaren Erde.

Ein zweiter, ein dritter Schuß! Eine Kugel bohrte sich surrend in die Schädeldecke des lebenden Toten, den er aufs Korn nahm. Doch der Erfolg war gleich Null!

Gerlich wußte, wann etwas aussichtslos war! Er versuchte es kein weiteres Mal. Nur eins war klar: er durfte sich keine Sekunde länger als nötig hier aufhalten.

Er lief davon. Er war nicht mehr der Jüngste, und das Rennen fiel ihm schwer, doch er lief um sein Leben und holte alle Kraftreserven aus sich heraus.

Es ging bergab. Er drückte sich durch die Buschreihe und lief auf das dunkle Haus zu, in dem sich kein Bewohner rührte.

Instinktiv begann er zu ahnen, was hier vorging. Im Haus hielt sich niemand mehr auf. Die Toten holten die Lebenden! Aber so etwas Ähnliches hatte dieser Hellmark doch prophezeit!

Dieser rätselhaft in sein Leben gekommene Mann schien mehr zu wissen, als er zugab.

Die Toten drangen in die Häuser ein, und ihr Überfall funktionierte so perfekt, daß keiner zu einer Abwehr kam, vor Angst und Schrecken beim Anblick der Gestalten schon gelähmt war, und ehe sich derjenige versah, war alles schon passiert.

Mit ihm, Gerlich, aber sollten sie kein so leichtes Spiel haben…

Noch ein paar Schritte, dann war er am Auto.

Wie vor einer unsichtbaren Wand prallte er zurück, als er sah, was dort los war.

Fünf lebende Leichen machten sich am Wagen zu schaffen. Schorl

lag auf dem Boden und wurde hochgehoben. Ein Toter war dazu auserwählt, den Niedergeschlagenen aufzunehmen und davonzutragen.

Gerlich stöhnte.

Es war unmöglich, die Fahrt mit dem Wagen fortzusetzen und die Flucht zu ergreifen.

Blieben ihm nur seine Beine.

Er wandte sich um und lief weiter. Bis zum Zentrum des Dorfes war es nicht weit.

In einigen Häusern brannte auch hier noch Licht, in anderen herrschte dagegen völlige Dunkelheit.

Kein Mensch war auf der Flucht. Niemand ahnte die tödliche Gefahr, die sich durch die Nacht bewegte.

Der Herr der Toten und seine achtzig Diener befanden sich auf einem Raubzug besonderer Art.

Überall auf einmal aber konnten sie nicht sein. Sie nahmen sich einzelne Häuser vor und schlugen hart und unerbittlich zu.

Gerlich mußte die unvorbereiteten Menschen warnen.

Sein Atem flog, aus allen Poren drang ihm der Schweiß.

Bis zum Dorfwirtshaus war es nicht weit. Von dort aus konnte er auch telefonieren und nach Grafenau Bericht erstatten.

Alle möglichen Kräfte mußten mobilisiert werden.

Hier in diesem Dorf der wandelnden Toten mußte jeder Hand anlegen, um die unheimliche Teufelsbrut zurückzudrängen.

In der Nähe des Dorfwirtshauses war es erstaunlich still.

Im Gastraum brannten auch keine Lichter.

Panik ergriff ihn.

Er lief die Treppen hoch. Aus dem Gastraum drangen keine Geräusche.

Aber um diese Zeit herrschte dort doch Hochbetrieb!

Die Unheimlichen hatten entweder die Hauptsicherung herausgedreht oder auf andere Weise die Stromversorgung unterbrochen. Die Telefonleitung des Apparates, der hinter der Theke auf einer Ablage stand, war durchgeschnitten, und das ließ Schlimmes befürchten.

Kein Gast war anwesend, das Lokal wie ausgestorben.

Er stand vor der Tür zu Hellmarks Zimmer. Gerlich stieß sie auf.

Im dunklen Raum sah er eine Gestalt am Tisch sitzen. Sie wandte ihm den Rücken zu.

Ein Mensch! Er nahm es fast wie eine Erlösung auf nach all dem Unwirklichen und Unfaßbaren, das er registriert hatte.

»Hellmark!« stieß er erleichtert hervor.

Der Mann am Tisch rührte sich nicht. Mit drei schnellen Schritten durchmaß er das Zimmer.

»Herr Hellmark!«

Er beugte sich ein wenig nach vorn, blickte in das Gesicht, und eiskaltes Grauen packte ihn.

Auf dem Stuhl vor dem Tisch saß ein Mann mit der Figur Hellmarks, aber sein Gesicht war nicht das Hellmarks!

Gerlich starrte auf einen Totenschädel, dessen Anblick so schrecklich war, daß sein Blut erstarrte. Das Schlimme war die Tatsache, daß diese Gestalt anders war als die anderen, die ihm in der Dunkelheit gefolgt waren. Dieser Mann mit dem Totenkopf auf den Schultern hatte gräßlich glühende Augen und atmete!

*

Entsetzt wollte Gerlich zurückweichen.

»Nein, nicht! Bleiben Sie hier!« Hart schoß die Rechte des Totenkopfmannes vor und packte seinen Unterarm. Die Stimme klang so furchtbar, daß sie seine Nervenstränge erklingen ließ wie die Saiten einer Gitarre.

Gerlich blieb stehen, wie auf die Stelle gebannt.

*

Die Messerspitze berührte noch nicht die Haut der Gefesselten, als es passierte.

Tschierners Arm flog hoch. Die Waffe wurde ihm aus der Hand gerissen und landete drei Meter entfernt auf dem Teppich.

Tschierner erhielt einen Stoß vor die Brust, ehe er begriff, wie ihm geschah. Benommen lag er auf der Erde.

Der Mann, der wie eine dunkle Raubkatze auf ihn losgesprungen war, schaltete das Licht an.

»Herr Hellmark!« Regina Tärser schrie es heraus, ihre Augen weiteten sich, und tiefe Erleichterung breitete sich in ihr aus.

Doch auch diesmal war es nicht Björn. Aber das konnte sie nicht wissen. Macabros war da! Hellmarks Doppelkörper!

Macabros bückte sich nach dem Messer, näherte sich Regina und schnitt ihre Fesseln durch. Aufatmend richtete sich das Mädchen auf.

»Das ist nun das zweite Mal«, sagte sie leise. »So langsam fange ich an zu glauben, daß Sie mein Schutzengel sind.«

Er drückte ihr das Messer in die Hand. »Es tut mir leid, daß ich Sie so lange warten lassen mußte. Ich bin schon über eine Stunde hier. Ich bin gekommen, als er Sie fesselte.«

Ihr Gesicht wurde lang.

»Das verstehen Sie nicht. Das kann ich mir vorstellen. Ich habe alles genau beobachtet und war jede Sekunde auf alles gefaßt. Ich

mußte wissen, was er wirklich im Schilde führt.«

»Sie – kennen diesen Mann?«

»Ja, flüchtig.« Macabros war ihr behilflich auf die Beine zu kommen. Sie wankte. Die Fesseln hatten tief in ihr Fleisch geschnitten und die Durchblutung behindert. »Aber nun ist alles vorbei, und Sie brauchen keine Angst mehr zu haben. Lassen Sie uns bitte einen Moment lang allein. Ich habe mit dem sauberen Herrn noch ein Hühnchen zu rupfen.«

Regina verließ den Raum, während Tschierner sich aufrappelte.

Macabros ging auf den Eindringling zu.

Tschierner hob den Blick. Seine Augen weiteten sich. Das Aussehen von Macabros veränderte sich.

Die frische Gesichtshaut nahm eine fremdartige Blässe an. Die Augen schienen tiefer in die Höhlen zurückzuweichen. Aus dem Kopf Macabros' wurde ein Totenschädel!

Aber der Totenschädel entwickelte sich weiter, eine schreckliche Fratze wurde daraus.

Tschierner sträubten sich die Haare. Seine Haut zog sich zusammen, ein furchtbarer Schrei entfloh seiner Kehle, und er wurde herumgewirbelt, als würde eine unsichtbare Hand ihn nach hinten reißen. Er wälzte sich am Boden wie ein Besessener.

Nur eine Sekunde dauerte dieser Zustand, nur für den Bruchteil eines Augenblicks war auch auf Macabros' Gesicht dieser schreckliche Ausdruck erschienen, als hätte ein verborgener Projektor sein Gesicht angestrahlt und es verändert.

Nun war es wieder ganz normal.

Macabros ging in die Hocke und drückte den sich langsam Beruhigenden herum. »Also doch«, sagte er betont bedächtig zu Tschierner. »Ich habe es mir gedacht.«

»Was haben Sie sich gedacht?« Zäh und tropfenweise kamen die Worte über die bleichen Lippen des zitternden Mannes. Kalter Schweiß perlte auf seinem Gesicht, und in seinen Augen war blanke Todesangst zu lesen.

»Sie sind nicht mehr der Franz Tschierner, der aus Leibolds Wohnung die. Unterlagen gestohlen hat. Als Sie nach Hause kamen, waren Sie müde und wollten sich schlafen legen. Ihr Kopf steckte voller neuer Ideen. Aus dem, was Sie gelesen hatten, zogen Sie Ihre eigenen Schlüsse. Aber dies war nicht alles. Etwas Neues kam hinzu. Sie gewannen eine Erkenntnis, etwas ergriff Besitz von Ihrem Geist und machte Ihnen klar, daß Sie Einblick in eine Welt gewinnen könnten, von der auch Leibold geträumt hatte. Als Tschierner allein waren Sie zu schwach. Also griff Molochos, Dämonenherrscher und ständiger Beobachter der Szene auf der Erde, nach einem Trick. Er benutzte Ihren Geist und Ihren Körper, indem er einen Dämon

schickte, der in Sie fuhr.«

»Das ist nicht wahr!«

»Soll ich die Maske noch mal aufsetzen?« fragte Macabros nur. Er wußte, was passieren würde. Tschierner hatte mehr gesehen als nur den schrecklichen Totenschädel. Nur ein Dämon sah mehr darin. Die Dämonenmaske, die in diesem Augenblick Björn Hellmark einige Kilometer weiter in seinem Zimmer im dunklen, ausgestorbenen Dorfwirtshaus trug, war durch höchste Konzentration Hellmarks auch auf Macabros' Antlitz erschienen. Die ganze Zeit über hatte Hellmark über die geistige Verbindungsbrücke nur gelauscht, registriert und wollte allen Eventualitäten gewachsen sein, die auf Regina Tärser zukommen konnten. Das Leben der jungen Malerin durfte auf keinen Fall gefährdet sein. Auch Tschierner, in dessen Körper ein böser Geist hauste, wollte er nicht vernichten.

Der Anblick der Dämonenmaske war für einen Dämon unerträglich. Was er darin sah, wußte auch Björn Hellmark alias Macabros nicht.

Nur eines war ihm bekannt: der Anblick wäre furchtbar genug gewesen, einen Menschen auf der Stelle zu töten.

Dies war eine seiner wirkungsvollsten Waffen im Kampf gegen die Mächte der Finsternis, im Kampf gegen Molochos.

»Ich habe mir auch Gedanken über die Geschichte gemacht, Tschierner«, fuhr Macabros fort. »Ich bin zu dem gleichen Schluß gekommen wie Sie. Es durfte nicht so bleiben, was Leibold halbfertig zurückgelassen hatte. Die Sache ist nicht perfekt, es gibt ein Loch im wahrsten Sinne des Wortes. Wo Molochos Angst und Schrecken verbreiten will, möchte er das gründlich tun. Sie wollten ins Labyrinth der Leichen, Tschierner. Nehmen Sie mich mit!«

»Niemals!« Ein vernichtender Blick traf Macabros.

»Gut! Dann die Maske!«

»Nein, warten Sie!« Die Angst in der Stimme war unüberhörbar.

Der Dämon, in Tschierner gefangen, wehrte sich verzweifelt. Solange Macabros in der Nähe war, konnte er nicht ausfahren. Er wußte, daß dies gleichbedeutend war mit seiner Vernichtung. Der Anblick der Dämonenmaske, dem einzigen Exemplar, das es auf der Welt gab, würde diesen Geist bannen können.

»Sie sind hierhergefahren, um Regina Tärser zu töten«, sprach Macabros.

»Ihr Ziel war das Leichen-Labyrinth. Ich werde Sie begleiten. Sie werden dorthin gehen ohne jenes dritte Auge, von dem Sie immer geredet haben und mit dem Sie das Loch, das vom Diesseits zum Jenseits entstanden ist, flicken wollen. Diesmal hat Molochos einen Fehler begangen. Er hat sich den falschen Totenbeschwörer ausgesucht. Alle die Männer und Frauen, die in dieser Stunde auf dem

Weg zum Leichen-Labyrinth sind, werden nicht dort bleiben können. Ich werde sie zurückholen. Das habe ich mir vorgenommen, Tschierner!«

»Das werden Sie nie schaffen, nie!« stieß Tschierner haßerfüllt hervor, und sein Gesicht war eine einzige abstoßende Fratze.

»Ich glaube, ich weiß jetzt, wie der Karren läuft, Tschierner, und deshalb habe ich Hoffnung. Die Maske werde ich mitnehmen. Machen Sie also keinen Unfug.«

Macabros wußte, daß er mit hohem Einsatz spielte.

Aber er mußte an ein bestimmtes Bild denken, das er in der Kristallkugel gesehen hatte. Alles lief auf einen einzigen Punkt zu.

*

»Sie brauchen keine Angst zu haben! Es wird Ihnen nichts passieren, Kommissar.« Die Worte waren freundlich gemeint, aber sie hörten sich schauderhaft an aus dem Maul des Totenkopfes. »Einen Moment noch, warten Sie noch einen Moment ab!«

Der Moment dauerte zwei Minuten.

Die abstoßende Gestalt hielt ihn noch immer fest. Mit der anderen Hand dann griff sie sich an den kahlen Kopf.

Eine Maske?! Weich und knisternd rutschte sie von dem Kopf, der darunter zum Vorschein kam.

Ein blonder Schopf, ein vertrautes, sympathisches Gesicht.

»Hellmark?!« gurgelte Gerlich. Er konnte esnicht fassen.

Der Blick des Kommissars ging auf die Rechte, welche die Maske hielt. Ein Stück Stoff, braun und unauffällig wie ein Damenstrumpf. Mehr nicht? Er sah Details. Das Licht der Straßenlaternen schimmerte durch die Fenster.

»Wer sind Sie wirklich? Etwas stimmt doch nicht mit Ihnen? Was haben Sie vor, was wissen Sie? Wo sind die Menschen aus dem Dorfwirtshaus?«

Björn erhob sich. Seine Schultern waren leicht gebeugt. Man sah ihm an, daß er erschöpft wirkte. Gerlich konnte nicht wissen, auf welche Weise diese Erschöpfung zustande kam.

Björn hielt noch immer seinen Doppelkörper aufrecht. Seit zwei Stunden konzentrierte er sich ganz auf das Geschehen im Haus von Regina Tärser, um dahinterzukommen, was Tschierner im Schilde führte und worüber er Bescheid wußte.

In dieser Zeit waren die wiedererweckten Leichen im Gefolge des Herrn der Toten aus dem geheimnisumwitterten Leichenlabyrinth gekommen. Sie hatten die Menschen angegriffen und davon geschleppt. Björn war gezwungen gewesen, die Dämonenmaske aufzusetzen, während sein Originalkörper durch die massive

Konzentration an Substanz und Kraft verloren hatte. Normalerweise war es so, daß im Augenblick des Aufsetzens der Maske auch auf seinem Kopiekörper dieser Ausdruck erschien und daß dann die gleichen Stimmungen und Wirkungen nicht ausblieben.

Gerade das aber mußte er diesmal verhindern.

Macabros mußte der unbeobachtete Lauscher bleiben, auf dem Sprung, Tschierner und dem Dämon in ihm sofort das Handwerk zu legen, wenn es darauf ankam, aber es wäre falsch gewesen, die Wucht der Maske spürbar werden zu lassen, noch ehe er herausgefunden hatte, wie die Dinge im einzelnen bei Regina Tärser standen.

Er mußte so handeln. Er war ganz auf sich allein gestellt.

Von niemand konnte er Unterstützung erwarten, denn niemand konnte sie ihm geben.

»Wollen Sie mich begleiten?« fragte Björn.

»Sie wollen jetzt hinaus?« fragte Gerlich zweifelnd, und er zählte auf, was er alles gesehen hatte.

»Ich weiß«, nickte Hellmark. »Aber ich glaube, in meiner unmittelbaren Nähe sind Sie im Augenblick am sichersten.«

Gerlich wußte nicht, was der andere damit meinte. Aber er folgte Hellmark.

Die Straßen und Gassen waren leer.

Es war mittlerweile fast zehn Uhr geworden.

Der Himmel war bedeckt, nur hin und wieder blinkte ein Stern vom Himmel. Diese düstere Nacht war wie geschaffen für den Angriff der wandelnden Leichen.

Björn Hellmarks Gang war schwerfällig. Manchmal, wenn Gerlich den Blick auf seinen Begleiter richtete, hatte er das Gefühl, ihn nur schwach und wie einen Geist wahrzunehmen.

Hellmarks Originalkörper wirkte manchmal wie durchscheinend. Er verbrauchte seine Kräfte, um seinen Doppelkörper aufrechtzuerhalten, der stark und kräftig war und in diesen Minuten fast alle Kraft in sich vereinigte.

*

Tschierner gehorchte.

Er ging Macabros voraus. Die beiden Männer liefen durch die Nacht. Macabros trieb den Besessenen ständig zur Eile an. Die Zeit drängte.

Regina Tärser blieb in ihrem Haus zurück. Sämtliche Fenster und Türen waren verschlossen und Macabros hatte ihr eingeschärft, in dieser Nacht auf keinen Fall mehr aus dem Haus zu gehen und auch niemand einzulassen.

In dieser Nacht entschied sich das Schicksal eines ganzen Dorfes

und der Menschen, die darin lebten.

Molochos, oberster Dämonenherrscher, einst Mensch und Schwarzer Priester, beabsichtigte einen Brückenkopf des Schreckens zu errichten.

Würde es ihm gelingen?

Der Weg zum Hügel war nicht weit.

Je näher sie dem bewaldeten Höhenzug kamen, desto unruhiger wurde Tschierner. Der Dämon in ihm stand im Widerstreit der Gefühle.

Er hatte Molochos Gehorsam geschworen. Molochos war sein Gebieter. Aber da war die Drohung durch Hellmark alias Macabros. Auch einem Dämon konnte die Angst im Genick sitzen. Die Dämonenmaske in Hellmarks Besitz war eine furchtbare Waffe. Sie bedeutete Vernichtung. Der Verrat an Molochos aber bedeutete einen Rang zu verlieren, den er nie wieder erreichen konnte.

Er mußte sich etwas einfallen lassen. Tschierners Hirn brütete etwas aus…

*

Auf dem Weg zum Höhleneingang begegneten sie den ersten Leichen, die die entführten Dorfbewohner in das Labyrinth schafften.

Lautlos bewegte sich der makabre Zug durch die Nacht. Die Menschen in den Armen ihrer Bezwinger waren bewußtlos. Das war das einzig Gute. Sie bekamen das furchtbare Geschehen nicht in seiner ganzen Tragweite mit.

Von der anderen Seite des Weges näherte sich Björn Hellmark, an seiner Seite Kommissar Gerlich, der das unfaßbare ungeheuerliche Geschehen wie einen Alptraum zu erleben glaubte.

Björn ging sofort zum Angriff über. Er setzte die Dämonenmaske auf und gleichzeitig erschien sie auch auf dem Antlitz seines Kopiekörpers, der im gleichen Augenblick rund dreihundert Meter von ihm entfernt lief.

Unruhe kam in die Reihen der wandelnden Leichen.

Einige, die ganz dicht in Hellmarks und Macabros’ Nähe gerieten, erwischte es zuerst.

Die unheilvollen Geister konnten sich nicht länger in den verwüsteten Körpern halten.

Die Opfer aus dem Dorf entglitten den verwesten Händen, die Leichen brachen wie vom Blitz gefällt zusammen. Zuckend lagen die Skelette mit den brüchigen Totenhemden auf dem steinigen Boden, ehe sie still lagen.

Zehn, fünfzehn, zwanzig erwischte es auf Anhieb. Die anderen versuchten zu entkommen.

Sie liefen auf den Höhleneingang zu. Hellmark spurtete los. Er riß einige Leichen herum. Die warfen sofort die Arme in die Höhe. Die unschuldigen und bewußtlosen Entführten aus Kumberg fielen hart auf den Boden. Viele wurden dabei verletzt, andere rollten den Abhang hinab und blieben zwischen dornigem Gestrüpp oder zwischen Felssteinen hängen.

Einige fielen sehr unglücklich. Hier wurde Gerlich aktiv. Er kümmerte sich um die Verletzten, zog sie auf den Weg oder bettete sie an den Rand des Pfades.

Hellmark geriet aus seiner Sicht.

Aber die Leichen ließen den Kommissar in Ruhe. Sie befanden sich auf der Flucht.

Zwei Gestalten mit der schrecklichen, todbringenden Dämonenmaske erschienen auf der Bildfläche.

Die wandelnden Leichen mieden Hellmarks und Macabros Nähe, aber Björn und sein Doppelkörper suchten gerade die Nähe der Unheimlichen.

Die wiedergekehrten Toten fielen klappernd zusammen, sobald die dunklen Augenhöhlen auf die todbringende Maske, die noch keines Menschen Auge erblickt hatte, gerichtet waren.

Immer näher kamen sie dem Eingang. Das Durcheinander wuchs, als einige Menschen zu sich kamen, als sie erkannten, in welcher Lage sie sich befanden, aber dennoch nicht begriffen, was hier eigentlich vorging.

Instinktiv aber ließen sie sich auf keine Auseinandersetzung ein. Sie liefen davon und suchten Unterschlupf in dunklen Ecken, hinter Sträuchern, Büschen und Bäumen.

Die ersten Leichen tauchten in der dunklen Höhle unter.

Hellmark und Macabros folgten Seite an Seite nach.

In der Düsternis schimmerten ihre gespenstischen Gesichter wie phosphoreszierende Masken. Den Anblick dieser Masken konnte kein Dämon ertragen. Die unsichtbaren Geister ringsum, welche die Leichen belebten, waren in Auflösung begriffen.

Die Leichen, die davonzueilen versuchten, rissen Macabros und Björn zurück.

Macabros hatte Tschierner in der allgemeinen Aufregung längst aus den Augen verloren.

Björn, ursprünglich sich mit dem Gedanken tragend, Eingang in das Leichenlabyrinth zu finden, hatte sich der veränderten Situation sofort angepaßt.

Er ließ die Taschenlampe aufblitzen.

Im Schein sah er die makabren, schreckeinflößenden Gestalten aus dem Grab davonlaufen. Sie liefen auf die schwarze, glatte Felswand zu. Björn und sein Kopiekörper rissen ein Skelett nach dem anderen

herum.

Dumpf und knirschend brachen die Gestalten zusammen. Björn sprang über einen der zuckenden Leiber hinweg.

Die gräßlichen Köpfe fielen auf die Seite. Die dumpfe Luft war angereichert mit beklemmenden, ängstlichen Gefühlen.

Geistwesen gingen zugrunde. Die Flucht durch das rettende Tor in eine andere Dimension war ihnen abgeschnitten.

Einige Skelette erreichten die Wand und tauchten darin ein. Björn, an seiner Seite Macabros, folgte nach.

Sie verschwanden beide gleichzeitig in der dunklen Mauer und tauchten im jenseitigen Reich, in dem andere Gesetze von Raum und Zeit herrschten, wieder auf.

*

Björn riskierte alles.

Und seine Rechnung ging auf.

Etwas, was nie zuvor geschehen war, passierte nun.

Ein Mensch mit der Dämonenmaske hatte Eingang in ein jenseitiges Versteck gefunden.

Die wiedererweckten Leichen purzelten durcheinander wie die Kegel.

Hier wirkte sich der schauerliche Anblick intensiver aus.

Grünlich-violette Wolken stiegen aus den Skeletten, wehten davon und lösten sich auf. Furchtbare Schreie, wie Björn sie noch nie gehört hatte – hier wurden sie hörbar.

Hellmark mobilisierte seine ganzen Kräfte.

Er löste Macabros auf und jagte den Weg zurück, den er gekommen war und versuchte, durch die Felswand zu entkommen.

Aber das ging nicht mehr!

Nur mit den durch unheilvolle Geistwesen belebten Toten hatte er gemeinsam die Trennwand zwischen Diesseits und Jenseits durchbrechen können.

Nun war er gefangen.

Ein höllisches Hohngelächter dröhnte von allen Seiten heran und hüllte ihn ein. Die Skelette purzelten zu Boden und hauchten ihr teuflisches Leben aus, die gigantische Säulenhalle schrumpfte, und die schwarzen, undurchdringlichen Wände rutschten lautlos auf ihn zu.

Molochos, Dämonenherrscher an der Seite Satans, griff höchstpersönlich ein!

Er sah seinen größten Feind in der Falle und wollte sie endgültig zuschnappen lassen.

Leibold hatte versagt, der Herr der Toten war seinem Auftrag nicht gerecht geworden, weil die Wiedererweckung mit einem Fehler

eingeleitet worden war.

Der Rückweg war Hellmark abgeschnitten.

Die Felswände glitten auf ihn zu.

*

Aber er gab nicht auf.

Das prophetische Bild in der Kristallkugel stand klar und leuchtend vor seinem geistigen Auge.

Er hatte diese unterirdische Welt flüchtig gesehen.

Björn lief so schnell ihn seine Füße trugen.

Rundum brodelnde Dunkelheit. In der wabernden Düsternis tauchten vereinzelt noch ein paar Gestalten aus dem Grab auf. Aber sie fielen. Sie torkelten kraft- und leblos durch die Dunkelheit. Auch Molochos hatte sie verlassen.

Er löste dieses Reich auf. Sein ursprünglicher Plan war durch Hellmarks Eindringen zunichte gemacht. Aber er hatte den verhaßten Gegner eingeschlossen. Der Mann, der ihm den Kampf angesagt hatte, sollte zwischen den Gesteinsmassen eingeschlossen werden, sobald dies Schattenreich aus einer anderen Daseinsebene zu Nichts geworden war.

Er erreichte die Insel. In der Dunkelheit gluckerte es. Hohle Baumstämme wurden an die bizarren Ufer gespült. Arme ragten aus dem brodelnden Sumpf, der nur noch ein Schemen war.

Aber vor dem Menschen ein kreisrunder Lichtfleck, grau und verwaschen.

Der Schacht!

Ein kreisrundes Loch in der Decke. Hellmark flog förmlich darauf zu.

Ein Tau baumelte vom Schacht herab.

Droben bewegten sich Schatten. Menschen?

Hellmark streckte die Arme aus, griff nach dem Tau und zog sich langsam in die Höhe.

Unter seinen Füßen sah er die Insel und den Jenseitsfluß, in dem Menschen, die irgendwann mal durch finstere Mächte ins Jenseits geholt worden waren, ein untotes Leben führten.

Das Jenseitsbereich löste sich auf.

Er mußte nach oben durch diesen Schacht in das Diesseits, von dem er nicht wußte, wo und an welcher Stelle es mündete.

Dies war der schwache Punkt, den Molochos durch Tschierner hatte beseitigen wollen.

Dieses geheimnisvolle Reich, das nach der Wiedererweckung des Herrn der Toten und seiner Diener als Unterschlupf und Aufenthaltsort für die belebten Leichen gedacht war, war nicht vollständig existent in

der vierten Dimension.

Es gab einen Fluchtweg. Wer ihn erkannte, konnte ihn nutzen.

Aber mit dem Schrumpfen der Jenseitshalle wurde auch das Loch kleiner.

Über Hellmarks Gesicht lief der Schweiß.

Es war ihm durch einen schnellen und kräfteverschleißenden Einsatz gelungen, die unmittelbare Gefahr für Kumberg durch die wandelnden Toten zu beseitigen. Nun kämpfte er um sein eigenes Leben.

Es kam ihm so vor, als käme er nur zentimeterweise nach oben.

Die Insel unter ihm löste sich auf in einen bläulich-weißen Nebelstreifen. Das schwarze Wasser mit den fauligen Baumstämmen, den Lianen und menschlichen Armen, die sich gierig nach oben streckten, schäumte auf. Die Wellen schlugen empor, das Loch über ihm schrumpfte.

Ich schaffe es nicht mehr, fieberten seine Gedanken.

Farbige Nebel hüllten ihn ein. Das Loch über ihm schien in eine unendliche Ferne zu entweichen.

Aus?

Da streckten sich ihm Hände entgegen. Kühle Luft traf sein Gesicht.

Er wurde emporgezogen.

»Mann, haben Sie ein Glück«, sagte eine fremde Stimme, schwach und kraftlos.

Sein Oberkörper rutschte über den Schachtrand. Er glaubte, sein Unterkörper würde zusammengedrückt.

Mit Entsetzen nahm Björn Hellmark wahr, daß sein Oberkörper aus einem gewöhnlichen, gemauerten Brunnenschacht ragte, während seine Füße für alle Zeiten in der harten, betonierten Erde steckenzubleiben schienen!

*

Unter ihm bildete sich dieser harte Boden, das Loch im Schacht verschwand.

Ein Ruck nach oben. Freiheit!

Er warf sich nach draußen und rappelte sich sofort wieder auf. Die Umgebung war ihm fremd. Er war inmitten eines alten, verlassenen Hofes, in dem ein Brunnen stand. Vier Menschen sahen ihn entgeistert an.

Es waren Christine, Peter, Dr. Heinz Guilome und seine Frau Edda.

Er erfuhr durch sie, auf welche Weise sie diesen Schacht gefunden hatten.

Das Abenteuer in der Unterwelt war für sie zu Ende. Ebenso für

Hellmark. Keiner begriff das unfaßbare Abenteuer. Niemand sprach darüber. Auch Hellmark nicht, der eine Erklärung hätte geben können.

Er stand am Brunnenschacht und starrte in die Tiefe. An einem Haken hing ein altes Tau. Hiermit hatte er sich in die Höhe gezogen. Björn bückte sich und warf einen Stein in den Brunnen. Dumpf schlug er auf. Der Boden war hart, der Einstieg zur Unterwelt verschlossen. Hoffentlich für alle Zeiten.

Molochos hatte eine Schlacht verloren. Die Welt hatte sie wieder.

*

Als sie am späten Abend in Kumberg eintrafen, starrte man sie an wie Geister. Niemand mehr hatte daran geglaubt, sie noch mal lebend wiederzusehen.

Vom Wirt des Dorfgasthauses und von Kommissar Gerlich erfuhr Björn, was in jener denkwürdigen Alptraumnacht noch alles passierte. Die toten Menschenjäger hatten ihr gestecktes Ziel nicht erreichen können.

Kumberg war noch mal davongekommen, die Stadt der Toten war nicht entstanden.

Aber es waren Menschenopfer zu beklagen. Insgesamt vermißte man sieben Bewohner. Man hatte sie nicht wieder gefunden. Unter ihnen befand sich Franz Tschierner. Niemand würde sie je wieder zurückholen können.

Björn ahnte, wo sie sich befanden, in dem geheimnisvollen schwarzen Meer der höllischen Unterwelt, die zur Freude des Bösen existierte.

*

Am nächsten Morgen nahmen sie das Frühstück ein. Antonia Harter bediente sie.

Die hübsche Serviererin, die bleich und mitgenommen aussah, die das Schreckliche jener Nacht ebensowenig vergessen konnte wie alle Beteiligten, meinte: »Sie sind ganz allein hier? Was isteigentlich mit Ihrem Bruder?«

Und Björn wußte, worauf sie anspielte. Er lächelte.

»Warum? Hat er wieder Unfug gemacht?«

»Er hat sich meiner Freundin mit dem gleichen Namen vorgestellt.«

Sie erzählte von Regina Tärser und dem Erlebnis, das sie gehabt hatte.

Zufällig kam auch sie ins Dorfwirtshaus. Es gab soviel zu erzählen. Es gab nur ein Gesprächsthema: Die Auferstehung der lebenden Toten.

Die Menschen hier wußten, wem sie zu verdanken hatten, daß

trotz aller Schrecken das Unfaßbare noch in seine Grenzen zurückgewiesen worden war.

Ein Mann hatte sich mutig eingesetzt.

»Einer?« Björn schüttelte den Kopf. »Da ist noch mein Zwillingsbruder. Er hat die Angewohnheit, sich manchmal mit meinem Namen vorzustellen und findet das dann besonders witzig.«

Er stand mit Antonia und Regina am Fenster der Gaststube. Ein orangefarbener Lamborghini kam aus der Garage.

Ein Mann, Hellmark bis aufs Haar gleichend, saß hinter dem Steuer.

Hellmark drohte mit dem rechten Zeigefinger! »Und das nächste Mal, Bruderherz, stellst du dich nicht so vor, daß man meinen könnte, ich wäre, es gewesen.«

Regina und Antonia blickten dem Sportwagen nach, der wenig später durch die Dorfstraße fuhr und in Richtung Regensburg entschwand.

Björn warf einen Blick auf den Fahrer, der den Lamborghini an den Straßenrand steuerte. »Und nun, Bruderherz, lassen wir den Unfug! Es ist Zeit, wieder an den Ernst des Lebens zu denken. Künftighin: Hände weg von meinen Mädchen. Und nun – verschwinde!«

Macabros nahm es wörtlich.

Der Wagen stand noch nicht richtig, als der Platz hinter dem Steuer schon wieder leer war.

Björn nahm die Stelle hinter dem Lenkrad ein und startete.

Er dachte an die zurückliegende Episode und wußte, daß sie eine von vielen sein würde.

Die Zusammenstöße mit unsichtbaren Mächten, mit jenseitigen Welten und mit Molochos, dem Dämonenherrscher würden nicht auf das beschränkt bleiben, was bis jetzt passiert war.

Viel mehr wartete auf ihn…

ENDE